

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft VIII/3 Herbst 2014

Kleine Formlosigkeiten

Herausgegeben von
Jost Philipp Klenner & Ulrich Raulff

HERAUSGEBER:

Ulrich Raulff

(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Helwig Schmidt-Glintzer

(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Hellmut Th. Seemann

(Klassik Stiftung Weimar)

Luca Giuliani

(Wissenschaftskolleg zu Berlin)

BEIRAT:

Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton

(Princeton), Dieter Henrich (München),

Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/Pisa),

Krzysztof Pomian (Paris), Jan Philipp Reemtsma

(Hamburg), Quentin Skinner (London),

Barbara M. Stafford (Chicago)

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTION:

Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

REDAKTION «DENKBILD»:

Jost Philipp Klenner

REDAKTION «KONZEPT & KRITIK»:

Tim B. Müller

MITGLIEDER DER REDAKTION:

Philip Ajouri, Sonja Asal, Martin Bauer, Warren Breckman,

Ulrich von Bülow, Frank Druffner, Carsten Dutt, Petra Gehring,

Ulrike Gleixner, Valentin Groebner, Jens Hacke, Christian

Heitzmann, Alexandra Kemmerer, Albrecht Koschorke, Marcel

Lepper, Ethel Matala de Mazza, Michael Matthiesen, Martin

Mulsow, Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stefan

Rebenich, Ulrich Johannes Schneider, Andreas Urs Sommer,

Martial Staub, Barbara Stollberg-Rilinger, Jürgen Trabant,

Thorsten Valk

REDAKTIONSADRESSE:

Zeitschrift für Ideengeschichte

Deutsches Literaturarchiv Marbach

Schillerhöhe 8 – 10

71672 Marbach am Neckar

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und ist auch im Abonnement erhältlich.

BEZUGSPREIS:

Einzelheft: € 12,90 [D]; sFr 20,50; € 13,30 [A];

zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,45 (Inland); Porto (Ausland)

als E-Book: € 9,99

Jährlich: € 42,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)

Sonderpreis: € 34,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)

Der Sonderpreis gilt für Mitglieder des Freundeskreises des Goethe-Nationalmuseums e.V., der Freunde des Liebhabertheaters Schloß Kochberg e.V., des Vereins der Freunde und Förderer der Kunstsammlungen zu Weimar, der Gesellschaft Anna Amalia Bibliothek e.V., der Gesellschaft der Freunde der Herzog August Bibliothek, der Deutschen Schillergesellschaft, des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, des Verbands der Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher Magazine.

ABO-SERVICE:

Telefon (089) 38189-750 • Fax (089) 38189-402

E-mail: bestellung@beck.de

ANZEIGEN:

Bertram Götz (verantwortlich) • Diana Wendler (Disposition:

Herstellung Anzeigen, techn. Daten): Telefon (089) 38189-598

Fax (089) 38189-599 • anzeigen@beck.de • Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 2

GESTALTUNG:

Vogt, Sedlmeir, Reise GmbH. München

LAYOUT UND HERSTELLUNG:

Simone Decker

DRUCK UND BINDUNG:

Kösel, Krugzell

ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142

ISBN gedruckte Ausgabe 978 3 406 65883 9

ISBN e-book Ausgabe 978 3 406 65887 7

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H. Beck.

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2014

Verlag C.H. Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

Besuchen Sie auch unsere neugestaltete Website www.z-i-g.de !

Abonnenten haben ab sofort kostenlosen Zugriff auf die Beiträge aller bisher erschienenen Hefte. Registrierte Nutzer können alle Beiträge, die älter sind als zwei Jahre, kostenlos lesen.

ZUM THEMA	Jost Philipp Klenner, Ulrich Raulff: Zum Thema	5
KLEINE FORMLOSIGKEITEN	Claudio Magris: Sommertag	6
	Jan Philipp Reemtsma: «Herr Reemtsma, stimmt es, dass ...»	7
	Gabriel Motzkin: Handshakes from Napoleon	9
	Suzanne Marchand: Hurrikan des Geredes	12
	Henning Ritter: Alles sehr zurückgegangen	14
	Hans Magnus Enzensberger: Geschäftstüchtigkeit	16
	Ruth-E. Mohrmann: Krawatten	17
	Martin Walser: So fing es an, so blieb es	19
	Gottfried Gabriel: Zur Lage der Anekdote	21
	Stefan Rebenich: Mommsens Bock	26
	Wolfgang Kemp: Hundegang in die Wirklichkeit	28
	Kurt Flasch: Bach	30
	Peter von Matt: Glück und Wut der Zölibatären	31
	Rüdiger Zill: Minima historia. Die Anekdote als philosophische Form	33
	Holger Afflerbach: Wie mein Vater Hitler in den Hintern trat	47
	Stanley Corngold: «Da geht er, der Jude!»	49
	Fritz J. Raddatz: Der Mut der Feigen	52
	Kurt W. Forster: Auf der Hut sein	53
	Arnold Stadler: Beim Bauen auch ans Abreißen denken	55
	Robert Darnton: Anekdotomanie. Blogging, heute und vor zweihundertfünfzig Jahren	57

Christian Meier: Im Gegenlicht	78
Ulrich Raulff: Kaiser, Kind und Krone	79
Caroline Bynum: Aura der Reproduktion	81
Walter Burkert: Einbruch des Kentauren	83
Hannelore Schlaffer: «Wer's glaubt ...»	85
Liliane Weissberg: Jugendliche Ortswechsel	87
Thomas Laqueur: Gesellschaft des Klatsches	90
Joachim Radkau: Der Berg der Wahrheit	92
Eckhard Henscheid: Meine Beinahe-Blamage	94

David Freedberg: Drei Episoden ohne Aby	96
---	----

Barbara Stafford: Falsche Ikonen	104
Werner Busch: Philemon und Baucis in London	105
Martin Warnke: Nur eine Idee	107
Ian Jackson: Cooking with Kantorowicz	108

KONZEPT & KRITIK

Moritz Neuffer: Drinnen und Draußen. Poetik und Hermeneutik 1963–2013	114
Thomas Kroll: Leidenschaft und Melancholie. François Furets politische Biographie	119
Jens Hacke: Max Weber im Lichte neuer Biographen	123
Die Autorinnen und Autoren	127

Im nächsten Heft: Lukács. Mit Beiträgen von Agnes Heller, Fritz J. Raddatz, Heinz Schlaffer und einem Essay von Friedrich Wilhelm Graf.

Zum Thema

Wer sich an einer Theorie der Anekdote versucht, greift leicht zum Gegensatz. Besonderes und Allgemeines, Individuelles und Universelles, Konkretes und Abstraktes – stets rangiert die Anekdote auf Seiten des Speziellen und Eigentümlichen, auch wenn darin ein Allgemeines sichtbar werden soll. Dem gegenüber kommt der Gegensatz des Einzelnen und der Vielen meist zu kurz (eine Ausnahme macht Rüdiger Zill, in diesem Heft S. 33 ff.). Dabei ist Weniges so charakteristisch für die Anekdote wie radikaler Eigensinn und Beharren auf der Einzigkeit des Überlieferten bei gleichzeitigem Hang zur Herde, zum Eingehen in die Vielzahl: Die Anekdote ist von Natur aus Schwarmintelligenz. Deshalb haben wir, als wir begannen, ein Heft über Anekdoten zu planen, nicht an den Singular gedacht, sondern an die Fülle. Um die sechzig Autorinnen und Autoren haben wir gefragt, mehr als die Hälfte hat geschrieben.

Wir haben unsere Autoren nicht um «klassische» Anekdoten, wie sie aus der Literaturgeschichte bekannt sind, gebeten. Stattdessen wünschten wir uns kurze, prägnante Geschichten, die sich auf der schiefen Ebene von der Anekdote zum Klatsch bewegen. Wir hofften auf schriftliche Mitteilungen von Indiskretionen und leichten Entgleisungen, die normalerweise der Mündlichkeit vorbehalten sind. Wie es in einem frühen Text von Baudelaire heißt: «Die folgende Bitte wurde mir mit der nachdrücklichen Bitte erzählt, sie niemandem weiterzuberichten; eben darum will ich sie aller Welt erzählen.» Aber offenbar ist die Neigung zu Indiskretionen zurückgegangen oder hat sich anderen Medien wie sozialen Netzwerken zugewandt.

Im übrigen zeigen unsere Texte, dass der historisch-semantiche Reichtum der Form *Anekdote*

ungebrochen ist: Dreißig Anekdoten von dreißig Autorinnen und Autoren bilden kaum weniger als dreißig Gattungen. Die eine greift zur Literatur, der andere ins Leben, die eine legt es auf die Pointe an, der andere plaudert drauflos, *relata refero*, sagt der eine, und wisst ihr noch? die andere. Wir hatten unsere Gäste gebeten, ihre Anekdote oder ihr *piece of gossip* mit einem erläuternden Kommentar zu versehen; nicht alle haben sich daran gehalten. Die Hinweise zu Geschichte und Form der Anekdote, die sich in diesen Selbstausslegungen finden, machen den Übergang zu den theoretischen Stücken des Heftes (Gabriel, Zill, Darnton, Freedberg) leicht und fließend.

Mag sein, dass unser Versuch, die Autoren dazu zu verführen, mehr zu schreiben als sie beabsichtigten – nach dem Beispiel mancher oralen Mitteilung, die mehr sagt, als sie sagen soll –, gescheitert ist. Gleichwohl mag er dazu beitragen, gewisse Ränder des Sagbaren und Schreibbaren sichtbar zu machen, die sonst im Dunkel bleiben. Dies können innere und äußere Ränder sein. Die inneren bringt Walter Benjamin zur Sprache, wenn er in *Das Paris des Second Empire bei Baudelaire* auf «die Goethische Bemerkung» hinweist, «jeder Mensch, der beste wie der elendeste, trage ein Geheimnis mit sich herum, das ihn allen anderen verhaßt machen würde, sollte es bekannt werden». Die äußeren Ränder berührt Sebastian Haffner, wenn er Hitler als «nicht anekdotenfähig» bezeichnet.

Jost Philipp Klenner
Ulrich Raulff

CLAUDIO MAGRIS

Sommertag

Ein Sommertag auf einer Insel in der Kvarner-Bucht; einer dieser unbedingten Tage, dessen Meeresschönheit ein Gefühl der Herrlichkeit beschert, aber auch einen stechenden Schmerz bereitet, weil er – so wie man es von der Liebe gesagt hat – uns spüren lässt, was alles fehlt. Es ist Samstag, der Tag, an dem die abfahrenden Touristen gegen die ankommenden Touristen ausgetauscht werden, so wie einst die Horden junger Männer zu Zeiten der Freudenhäuser.

Nichts fürchten die Abreisenden so sehr wie lange Autoschlangen, die sie in brütender Hitze zu Stunden reglosen Wartens vor den Fähren verurteilen. Jeder unerwartete Stopp der Autos auf der zauberhaften, hoch über dem Meer gelegenen, aber kurvenreichen und Überholmanövern trotzenen Straße führt zu Aufregung, lässt die Möglichkeit endlosen Stillstands be-

fürchten. Die Leute steigen aus ihren Wagen, nehmen einen Schluck aus der Flasche und schlendern zur nächsten Kurve, um zu sehen, was los ist. Doch nach der ersten Kurve kommen nur viele weitere, die sich vor eine Aufklärung des Sachverhalts schieben; von Leuten, die weiter vorne auf und ab gehen, treffen Bruchstücke entstellter Nachrichten und Hypothesen ein, von einem zum anderen weitergetragen wie bei dem alten Kinderspiel. Aus einem Auto steigt eine Dame aus. Nicht mehr ganz jung, ausgesprochen schön in ihren eleganten und großzügigen Formen, die eine delikate Lebenslust verraten, auch wenn sich die Hitze diesem liebenswerten Fleisch gegenüber als wenig galant bezeigt: Schweiß überzieht es in Strömen und weicht die Arme und die florentinischen Wangen auf. Ein Mann, der informiert zu sein scheint, läuft gerade zu seinem Wagen zurück. Die Frau geht ihm entgegen: «Eine lange Schlange, sind wir in einem Stau?», fragt sie ihn. «Nein», antwortet der Mann, «es ist ein Unfall. Ein Verletzter liegt auf der Straße; sobald der Krankenwagen da ist, geht es weiter.» «Gott sei Dank!», sagt die Frau erleichtert, während sie sich wieder zu ihrem Auto begibt. Die anderen sind stillschweigend empört, dankbar dafür, dass die Frau es auf sich genommen hat, auszusprechen, was sie denken, was wir alle denken.

Aus dem Italienischen von Bettina Engels

JAN PHILIPP REEMTSMA

«Herr Reemtsma, stimmt es, dass ...»

Anekdoten sind kleine Formen, man weiß, wie sie daherkommen, auf den Stoff kommt es an, aber in Maßen. Anekdotenstoffe ohne Anekdotenform sind selten etwas anderes als dummes oder triviales Zeug, man mache die Probe. Also muß das ja gehen: einem Stoff, der für sich nicht viel hermacht, ein entsprechendes sprachliches Outfit zu verpassen, dass er sich sehen lassen kann. Vielleicht kann man auf diese Weise auch herausfinden, wo ein Stoff, der ohne Form irgendwie traurig vor sich hin existiert, eigentlich hin will.

Mir ist im Laufe der Jahre immer mal wieder die Frage gestellt worden, ob es denn stimme, was man sich so erzähle, ich hätte Arno Schmidt einen Umschlag mit Geld über den Zaun geworfen. (Antwort: Nein, ich sage es nun auch Ihnen, es stimmt selbstverständlich nicht.)

Nun ja, was soll das. In dieser formlosen Geschichte oder in der Stimmt-das?-Form existierenden Noch-nicht-Anekdote verbinden sich zwei Tatsachen. Einmal, dass Arno Schmidt von mir Geld erhalten hat, damit er das lange Jahre gehegte Projekt «Lilienthal oder die Astronomen» (das einige unfinanzierte Jahre gebraucht hätte) hätte schreiben können. Zweitens: Von Arno Schmidts Roman *Zettel's Traum* war ein Raubdruck hergestellt worden, der ihn die zweite Auflage gekostet hatte. Die Raubdrucker hatten bei ihm in einem Über-den-Zaun-Gespräch um Verständnis geworben – und es nicht erhalten. Auch hatte Schmidt das Angebot, ihm ein Honorar zu zahlen, abgelehnt.¹ Die Raubdrucker hätten ihm dann einen Umschlag mit Geld (einen Geldbeutel?) über den Zaun geworfen (was nicht stimmte).

Nun also Reemtsma – Geld – Zaun – wieso?: Schmidt hatte auch dieses Geld, das (warum?) zu ihm hatte gelangen sollen, nicht annehmen wollen? Irgendwie so, man weiß es nicht, aber Zaun, Geld, da liegt es nun, und da ist der rätselhafte Schmidt und der merkwürdige Reemtsma. Und warum genau, und was ist dabei herausgekommen? Und so weiter.

Und da man fragen kann, fragt man (und immer mal wieder): «Herr Reemtsma, stimmt es, dass...?» Nein, stimmt nicht. Schade.

Was soll das, und warum bin ich das 30 Jahre lang immer mal wieder ge-

fragt worden? Die Geschichte meines Zusammentreffens mit Arno Schmidt ist seit beinahe so vielen Jahren an manchen Orten nachlesbar – was möchte man denn nun wirklich hören? Machen wir eine Anekdote daraus (im klassischen Anekdotenton), dann wird alles klar – was man sich wohl denkt und was man sich wünscht, wie es hätte sein sollen:

Ein junger Mann, dem sein Vater viel Geld hinterlassen und der nie hatte ums Brot arbeiten müssen, weshalb er viel las, verehrte einen gewissen Dichter – der Landbote sagt nicht, wer's war, aber er weiß es – und hätte viel dafür gegeben, wenn er ihn einmal hätte sprechen und ihm seine Verehrung ins Gesicht sagen dürfen. Auch wollte er, da er sich dachte, dass doch vom Dichten allein noch keiner hat fortkommen können, ihm dazu einen Beutel Dukaten schenken. Vielleicht zum Dank, dass er seine Sachen hat lesen dürfen. Der Dichter aber, so wusste man, mochte Besuch nicht wohl leiden, und wer nicht hinein kann, kann auch nichts schenken. Da nahm er den Beutel und warf ihn über den Zaun des Dichters, weil er dachte: Nun muß er. Aber er hat nichts mehr gehört und gesehen, nicht vom Dichter, nicht von den Dukaten. Daher man wohl sagt: sein Geld übern Zaun werfen.

So etwa könnte das gehen.

- 1 Vgl. Gunar Ortlepp spricht mit Arno und Alice Schmidt über «Zettel's Traum», in: Arno Schmidt, Bargfelder Ausgabe seiner Werke, Supplemente 2, Bargfeld 2006, S. 131 ff.

GABRIEL MOTZKIN

Handshakes from Napoleon

Ich war ein zwanzigjähriger Grünschnabel am Beginn meines letzten Jahres in Harvard. Wir schrieben das Jahr 1966, und ich hatte beschlossen, nach Beendigung des Colleges zur israelischen Armee zu gehen. Nicht der geringste Grund hierfür war, dass sich das auf Partys ziemlich originell anhörte. Um mich auf meine ungewisse militärische Zukunft vorzubereiten, beschloss ich, meine Abschlussarbeit über meinen Großvater Leo Motzkin und seine Mitwirkung an der Pariser Friedenskonferenz von 1919 zu schreiben. Seine Papiere befanden sich jedoch nicht in Amerika, und ich würde das Zionistische Zentralarchiv in Jerusalem aufsuchen müssen, um zu diesem Thema zu forschen. Zu jener Zeit waren meine Eltern auf Israelreise. Sie

statteten Präsident Salman Schasar einen Besuch ab; dieser war von meinem Vorhaben so begeistert, dass er mir anbot, für meinen Flug aufzukommen. Und so verbrachte ich den Dezember 1966 in Israel, gefolgt von einer Woche in Paris und London, um Geschehnisse zu ergründen, die ein halbes Jahrhundert zurücklagen.

In Paris erfuhr ich, dass der ehemalige Sekretär André Spires noch lebte, einer der Aktivisten auf der Konferenz. Wie ich mir sagen ließ, war dieser Mann namens Roger Lévy ein bedeutender Sinologe und Mitglied des Collège de France. Ich überwand meine Schüchternheit und verabredete mich mit ihm in seiner Wohnung in der Nähe von Notre-Dame. Dort empfing mich ein Mann von 89 Jahren, der mich anekdotenhaft wissen ließ, dass er in seiner Jugend jemandem begegnet war, der Napoleon mit eigenen Augen gesehen hatte. Für mich war das ein Schlüsselerlebnis, weil ich schlagartig spürte, wie sich die Tore der Vergangenheit auftaten. Statt einer fernen und einförmigen Historie, in der fünfhundert Jahre alte Geschehnisse aus demselben zeitlichen Stoff gewebt waren wie zweitausend Jahre alte, erlebte ich, wie mich die Spannen zweier Menschenleben einhundertsechzig Jahre zurückversetzten. Ich redete mit einem Mann, für den Napoleon nur eine Stufe entfernt war, und das hieß, dass der Anblick Napoleons mit zur Gegenwart gehörte. Dieses Ereignis

wirkte sich sogar auf meinen wissenschaftlichen Werdegang aus, weil mich die Frage nach der Grenze der lebendigen Vergangenheit seitdem nie mehr losgelassen hat. Ich hatte gelernt, dass es unsere Vergangenheit gibt, dann die Vergangenheit derer, die wir kennen, und schließlich die Vergangenheit der Menschen, die sie kannten, und dass diese letztere Vergangenheit unsere Grenze bildet.

Im Laufe unseres Gesprächs lernte ich aber noch etwas anderes: Ich fragte Professor Lévy nach dem Charakter eines bekannten Zionistenführers des frühen 20. Jahrhunderts, Nachum Sokolow. Er erwiderte: «Vous savez, monsieur, il était comme le marquis de Norpois.» Ich weiß noch genau, wie entgeistert ich von dem Vergleich mit einer literarischen Figur war, mit dem hier eine historische Persönlichkeit charakterisiert wurde. Ich war ein klein wenig stolz darauf, dass ich genug von Prousts *À la recherche du temps perdu* gelesen hatte, um dem Marquis de Norpois begegnet zu sein und die Anspielung zu verstehen. Sie bedeutete, dass Sokolow Stunden um Stunden in Herrenbekleidungsgeschäften zugebracht hatte und es mit seinem Erscheinungsbild überaus genau nahm. Seit damals kann ich kaum an Sokolow denken, ohne mich an diese Charakterisierung zu erinnern.

Heute, wo ich alt bin, denke ich auch an einen anderen Moment: Mit fünfzehn besuchte ich einmal Martin

Buber, der mit meinem Großvater befreundet war. Wir verbrachten vielleicht eine Stunde zusammen, und er sprach von der Quelle Silwan, die uns damals unzugänglich war, weil sie sich auf der jordanischen Seite des geteilten Jerusalem befand. Als entschiedener Vorkämpfer für den Frieden beklagte Buber die Unmöglichkeit, diese Stätte aufzusuchen, und erzählte von dem Erlebnis, das er Jahre zuvor an dieser Quelle gehabt hatte. Buber hatte nämlich eine fast schon übernatürliche Zeiterfahrung gemacht, weil er die Quelle eines Gewässers sah und spüren konnte, das vier Jahrtausende zuvor genauso dort geflossen war, und plötzlich fühlte, wie die Zeit schwand, die ihn von den biblischen Richtern und Königen trennte. Das stumme Zeugnis des Wassers obsiegte über den Fluss der Zeit.

Hier waren also zwei unterschiedliche Wahrnehmungen der Nähe der Vergangenheit und der Auslöschung der Distanz zwischen unserem Hier und Jetzt-Sein und einer Vergangenheit, die wir nur in literarischer Form erfahren können, weil wir sie nicht selbst miterlebt haben. Mit der Nacherzählung seines Erlebnisses wollte Buber etwas aufzeigen, das jenseits der Sprache liegt, die Idee, dass sich unsere Erfahrung der Welt, unser Kontakt mit der Welt in Momenten offenbart, in denen uns die Sprache unsere Nähe zu den Dingen nicht verstellt. Die Zeit wird von der Kontinuität überwun-

den. Lévy's Vergangenheit wiederum war eine Vergangenheit von Menschen, die er selbst gekannt hatte, und er hatte sie sowohl in ihrem Auftreten als auch in ihrer Sprache gekannt. Ein alter Mann erzählte ihm, dass der alte Mann Napoleon gesehen hatte.

Die Sprache verhilft uns zu einer abgestuften Vergangenheit, bei der jede Vergangenheit von einer anderen Vergangenheit überschattet wird, bis wir ihre Form kaum noch erkennen können. An irgendeinem Punkt entschwindet das Bildnis der Vergangenheit und wird durch eine Vergangenheit ersetzt, die nur in der Sprache existiert. Das Spiel zwischen der persönlichen und der unpersönlichen Vergangenheit lebt von unseren Nacherzählungen. Es gibt jedoch auch eine andere, eine physische Vergangenheit, die gerade jetzt

in einem tausendjährigen Baum präsent ist, oder in einer Quelle, die seit Tausenden von Jahren sprudelt. Diese Vergangenheit ist eine Vergangenheit als ein Jetzt, weshalb wir, wenn wir die Erfahrung der Vergangenheit von Dingen machen, zugleich die Gleichzeitigkeit der Vergangenheit erfahren.

Beide Vergangenheiten sind gegenwärtig, die eine aber als ein Jetzt, als etwas, das nicht vergangen ist, wenn ich es erlebe, und die andere als eine Vergangenheit im Jetzt, wie es etwa der Fall ist, wenn ich Ihnen gerade von meiner eigenen Vergangenheit erzähle. Wie Proust wusste, transzendiert die eine Vergangenheit die Sprache, während die andere die Vergangenheit ist, die die Sprache erschafft.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

SUZANNE MARCHAND

Hurrikan des Geredes

Am Montag, dem 29. August 2005 traf der Hurrikan Katrina nach Tagen apokalyptischer Sturmwarnungen auf die Golfküste von Louisiana und Mississippi. Ich lebte damals in Baton Rouge, Louisiana, etwas über hundert Kilometer flussaufwärts von New Orleans. Bei uns gab es Stromausfälle und erhebliche Windschäden. Vor allem aber erlebten wir, wie wir zum Schauplatz der Hilfsmaßnahmen für New Orleans wurden. Nie werde ich das unentwegte Knattern der Hubschrauber über unseren Köpfen vergessen, die Konvois von Krankenwagen und Militärfahrzeugen auf den Fernstraßen, die Hinweisschilder an der Interstate 10, die verkündeten: «Kein Zugang zu New Orleans». Genauso wenig, wie ich die bemerkenswerten Beispiele menschlicher Bosheit vergessen werde, zu denen der Sturm verleitete: Noch am Nachmittag des 29. erzielte irgendjemand in Texas einen Riesengewinn, indem er den Rettungs-

diensten eine völlig fiktive Krankenwagenflotte verkaufte; und kaum war das Auge des Hurrikans vorbeigezogen, machten Plünderer (darunter Polizisten) die Straßen unsicher. Noch unvergesslicher jedoch waren die Fälle menschlicher Größe. Während der Sturm am schlimmsten wütete, brachen freiwillige Rotkreuzhelfer, Ärzte, Krankenpfleger, Elektriker und örtliche Fischer mit ihren kleinen Booten (umgangssprachlich «die *Cajun-Navy*» genannt) von ihren Wohnsitzen *im ganzen Land und auf der ganzen Welt* auf, um Menschen zu retten, die ihnen in aller Regel wildfremd waren.

Am merkwürdigsten für eine Historikerin jedoch war vielleicht, dass tagelang niemand wirklich wusste, was genau vor sich ging und wie viele Menschen betroffen waren. Die meisten Sendetürme für Mobiltelefonie, Rundfunk und Fernsehen waren umgeknickt, die Straßen blockiert. Auch die Behörden waren ratlos; noch am Donnerstagmorgen wussten die nationalen Sicherheitsdienste nicht, dass sich im Convention Center mitten in New Orleans 30 000 Flutopfer zusammendrängten. Gerüchte kamen auf; Horden von Plünderern und Bandenmitgliedern seien auf der Interstate 10 in nördlicher Richtung auf der Flucht aus der Stadt. Waren nicht in Walmart-Märkten Frauen vergewaltigt und in den unbeleuchteten, überfluteten Vierteln Menschen ermordet worden? Hatte man in den Kanälen nicht Haie ge-

sichtet? Wurden in Krankenhäusern ohne Stromversorgung nicht Patienten eingeschlafert? Einige machten den (demokratischen) Gouverneur, andere den (republikanischen) Präsidenten für die verspätete Reaktion auf die Krise verantwortlich. Die Schätzungen über die Zahl der Todesopfer schwankten erheblich: Waren es 30 000 oder 10 000 oder...? Es war wie eine Neuauflage der *Grande Peur* vor der Französischen Revolution, nur ohne die politische Dimension.

Tagelang lebten wir von dem, was so gemunkelt wurde, und von örtlich begrenzten (und mitunter aufgebauchten oder rassifizierten) Katastrophenmeldungen. Obwohl wir uns mit jedem unterhielten, den wir trafen, und ununterbrochen Radio hörten (wo die Moderatoren jeden Anrufer willkommen hießen, der etwas zu erzählen hatte), konnte man unmöglich «wissen», was los war. Selbst ein Freund, der zehn Stunden am Tag damit zu brachte, die Zerstörungen für das Rote Kreuz zu erfassen, wusste nur, was er selbst gesehen hatte. Erst nachdem wochenlang berichtet worden war, nachdem man Berichte und Bilder zusammengetragen und Haus für Haus durchsucht hatte, kristallisierten sich verlässliche Darstellungen heraus.

Manches von dem Gerede erwies sich als zutreffend – und manche derjenigen, die sich an Plünderungen beteiligt oder zur Selbstjustiz gegriffen hatten, kamen vor Gericht. Vieles andere aber stellte sich als falsch oder hoffnungslos übertrieben heraus; so schrecklich alles auch war, gab es nur rund 1830 Todesopfer, und Plünderungen blieben die Ausnahme. Die Sachschäden waren im Wesentlichen die Folge ungenügender Dämme, wofür Menschen verantwortlich sind; viel schlimmer waren die unmittelbar vom Hurrikan angerichteten Schäden in Mississippi, wo Katrinas östliche Ausläufer ganze Städte hinwegfegten. Dies war ein Weckruf, der uns vor Augen führte, wie es gewesen sein muss, «Nachrichten» zusammenzutragen und zu sichten, bevor es Telefon und Kamera gab, zu einer Zeit, bevor wir Vertrauen in die Objektivität von Nachrichtenjournalisten und die staatsbürgerliche Verantwortung von demokratischen Amtsträgern aufbauten – und wie es aussehen könnte, wenn wir eines künftigen Tages nicht mehr in der Lage wären, uns auf diese elementaren Stützen von Ordnung, Recht und Demokratie zu verlassen.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

HENNING RITTER

Alles sehr zurück- gegangen

Sehr merkwürdig waren die Umstände, unter denen ich meine Frau kennenlernte. Im Frühjahr 1975 fuhr ich von Berlin für einige Wochen nach München. Leer war der Zug, wie üblich, trostlos das stundenlange Sichhindurchquälen durch die Deutsche Demokratische Republik. Statt Weimar hinter dem Bahndamm die Plattenbauten Jenas. Mir gegenüber im Abteil saß eine Dame, die sich, nachdem wir einige Worte gewechselt hatten, als Dänin aus Kopenhagen erwies. Sie sprach ein fein akzentuiertes Deutsch, mit typisch dänischem Ton. Eine Dame. In meiner Erinnerung sieht sie ein wenig aus wie Tania Blixen. Wir redeten und redeten, um die Zeit zu füllen, über alles Mögliche, über Amsterdam, Paris, London, Berlin. Sie war mit all diesen Städten vertraut. Und als Refrain kehrte eine bestimmte Wendung immer wieder und besiegelte das, was sie gerade gesagt hatte: «Kopenhagen ist auch sehr zurückgegan-

gen», sagte sie, und diese Feststellung wiederholte sie, worüber auch immer wir sprachen. Alles war offenbar sehr zurückgegangen. Es war leicht, sich auf dieses «ist auch sehr zurückgegangen» zu einigen, eine kulante Geste. Die Redewendung findet man schon beim Kopenhagener Philosophen Søren Kierkegaard, offenbar eine ganz geläufige Redewendung dafür, dass alles nicht mehr so ist, wie es einmal war. Wir kamen in München an. Ich sah, wie die Dame aus Kopenhagen sich mit ihrem Koffer abquälte, und trug ihn ihr bis in ihr Hotel, das gerade gegenüber dem Bahnhof lag. Sie war gerührt. Offenbar war die Hilfsbereitschaft nicht ganz zurückgegangen, wie man hätte vermuten können. Ich hatte, fast wie nach Diktat, auf das zurückgegriffen, was mir als Ritterlichkeit anerzogen worden war. Die dänische Dame wollte mir danken und tat dies nun auf eine ungewöhnliche, ganz unerwartete Weise. Sie kündigte mir nämlich an, dass sie mir etwas Ernstes mitzuteilen habe, und forderte für einen kurzen Augenblick meine ganze Aufmerksamkeit. Ich würde, sagte sie geheimnisvoll, bald eine junge Frau kennenlernen, die ich dann auch heiraten würde. Das einzige, was sie dazu noch sagte, war, dass diese neue Bekanntschaft etwas mit Religion zu tun habe. Ich war sprachlos. Denn alles Mögliche hatte ich als kleine Anerkennung für meine Hilfsbereitschaft erwartet, nur nicht eine Weissa-

gung. Sie wurde völlig nüchtern und ohne Mystizismus vorgetragen, ja eigentlich wie Medizin verabreicht. Die Dame aus Kopenhagen duldet keine Frage, so als könne das nur Widerrede sein. Ihr Dank, ihr Geschenk sollte entgegengenommen werden, weiter nichts.

Nach wenigen Tagen in München lernte ich Buschi kennen. Sie hatte gerade ihr Studium beendet und war in einer kommunistischen Gruppe engagiert gewesen. Mit einem gewissen aufklärerischen Amüsement dachte ich nun an die Prophezeiung der Dame aus Kopenhagen. Da hatte sie also doch nicht recht gehabt. Denn von Religion konnte bei meiner Freundin, die aus schleswig-holsteinischem Adel stammte, nicht die Rede sein. Also war es wohl nichts mit der Weissagung meiner dänischen Dame. Bald fuhr ich zurück nach Berlin. Ausflüge und Bootsfahrten mit Ludwig Harig füllten die schönen Maitage aus.

Luckel, wie der Schriftsteller der saarländischen Freude sich nannte, sollte einen der vielen Preise der Berliner Akademie der Künste erhalten. Elias Canetti, Alexander Kluge, Hans-Jürgen Syberberg und zwei junge Ar-

chitekten, die ich flüchtig kannte, waren die anderen Preisträger. Es versprach, wie damals in der Akademie am Hanseatenweg üblich, ein schöner, vor allem langer Abend zu werden. Als ich das Foyer betrat, kam ich nicht weit, weil eine unbekannte Schöne mich wie gebannt innehalten ließ. Sie trug eine sandfarbene Hose, hohe Schuhe mit Krokodilpailletten, eine Seidenbluse. Ich blieb und wich den ganzen Abend nicht mehr von ihrer Seite. Wir blieben lange. Gegen zwei saßen wir zu Füßen von Elias Canetti, der das Bedeutsame des Augenblicks sofort erfaßt hatte. Als wir, zusammen mit den beiden preisgekrönten Architekten, die, wie sich herausstellte, gemeinsame Bekannte waren, den Schauplatz verließen, wurde es hochdramatisch, denn, vom Wein beflügelt, wußte ich nichts Besseres, als unentwegt nach dem Priester zu rufen, der meine Schöne und mich trauen sollte. Sie wurde gar nicht erst gefragt, denn in diesem Augenblick hatte sie gesagt, dass sie Religionslehrerin sei. Ich jubelte und dachte voller Zuneigung an meine dänische Dame, die mir doch genau dieses Glück hatte voraussagen wollen. Sie hatte recht behalten.

HANS MAGNUS
ENZENSBERGER

Geschäfts- tüchtigkeit

«Ein Schriftsteller trug sich gleichzeitig mit einer poetischen Arbeit und einer geschäftlichen Angelegenheit. Man fragte ihn, wie weit er mit seiner Dichtung sei. «Fragt mich lieber», antwortete er, «wie es mit meinen Geschäften steht. Ich komme mir vor wie jener Edelmann, der sich wegen eines schwebenden Strafverfahrens seinen Bart wachsen ließ. Er wollte sich nicht rasieren, ehe er wußte, ob ihm sein Kopf bleiben würde. So will ich erst wissen, ob mir etwas zum Leben bleibt, bevor ich unsterblich werde.»» So weit Nicolas Chamfort in seinen Charakteren und Anekdoten.

Hoch geschätzt bei Dichtern und Künstlern war früher, besonders hierzulande, ein hohes Maß von Weltfremdheit. Spitzwegs armer Poet gehörte zur Innendekoration des bürgerlichen Haushalts; später wußte man die weitgehend fiktive Erfolglosigkeit Van Goghs und die *poètes maudits* der Bohème zu rühmen. Ganz anders Goethe, dem seine Fähigkeit, zäh mit Ver-

legern zu verhandeln, gern vorgeworfen worden ist. An Byron missfiel, dass er sein Geld zum Fenster hinauswarf, statt es zu vermehren. Die geschäftlichen Abenteuer von Schriftstellern wie Dickens oder Balzac waren ganz besonders dem geschäftstüchtigen Publikum höchst suspekt. So viel und so früher Kapitalismus war beim gebildeten Bürgertum verpönt.

Das hat sich gründlich geändert; denn in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ist es zu einer Kehrtwendung um 180 Grad gekommen. Seitdem wird in den Medien über die hohen Vorschüsse angloamerikanischer Romanciers mit derselben Bewunderung berichtet wie über die Summen, die beim Vereinswechsel von Fußballstars fällig werden. Verkannt zu sein gilt nicht mehr als Anzahlung auf den postumen Ruhm.

Nur bei Skribenten, die Gedichte schreiben, wird ein bescheidenes Einkommen nach wie vor geduldet, vielleicht, weil es meist durch die eine oder andere Einladung zu einem Festival, durch eine Stadtschreiberstelle, einen Preis, einen Lehrauftrag oder ein Stipendium ein wenig aufgebessert wird.

Wie Chamforts Edelmann – wenn auch mit ironischem Unterton – auf die Unsterblichkeit zu zählen, fällt den Urhebern heute nur noch selten ein, und falls einer an sein Fortleben in der Nachwelt glaubt, tut er gut daran, davon zu schweigen.

RUTH-E. MOHRMANN

Krawatten

Abendliches Gespräch beim Wein am Ende eines langen Tagungsprogramms. Kurioserweise ist das Thema unter den ausschließlich weiblichen Gesprächsteilnehmern «mein Krawattenthema». Neben mir sitzt schweigend ein mir unbekannter Kollege, ich weiß lediglich, dass er Privatdozent ist. Nach meiner Sechs-Prozent-Erklärung dreht er sich zu mir um und fragt «Und in welche Gruppe gehöre ich?» – «Wow! Schicken Sie mir eine Einladung zu Ihrer Antrittsvorlesung als C4-Professor!»

Frühmorgendliches Warten auf dem Flughafen – die Mehrzahl der männlichen Fluggäste ist wie fast immer leger gekleidet, und das heißt ohne Krawatte. Doch es bleiben noch genügend Krawattenträger, die für eine Testauswertung ins Auge gefasst werden können. Und der unbarmherzige weibliche Blick stellt wieder einmal fest, dass die alte Regel auch an diesem Morgen gilt – 94 Prozent der Krawatten können aus ästhetischen oder an-

deren Gründen vergessen werden, die verbleibenden sechs Prozent teilen sich mehr oder weniger gleichmäßig in zwei Gruppen. Und diese Krawatten lesbar in Bezug auf ihre Träger zu machen, ist für den neugierigen weiblichen Blick oft reizvoller als die morgendliche Zeitungslektüre. Die Krawattenanalyse ist eigentlich sehr einfach, wenn auch ausschließlich «aus dem Bauchgefühl» gemacht: Die Träger der ersten Gruppe «sind oben», die der zweiten «wollen nach oben» – doch trifft das auch an diesem Morgen auf die Krawattenträger zu? Für die erste Gruppe ist das nach Habitus, Kleidung und weiteren Accessoires meist schnell zu beantworten, für die zweite – meistens, aber nicht immer deutlich jüngere – eher nicht. Viel Platz für Phantasie und Interpretation.

«Die Krawatte ist der einzige Lichtpunkt in dem Dunkel der Herrenkleidung.» Dieses Zitat von 1912 hat auch heute noch vielfach Gültigkeit. Deshalb sei die Krawatte hier in ihrer Materialität und Symbolik und in der Bedeutung ihrer Performanz für den Akteur betrachtet. Krawatten als Indikatoren zu verstehen, deren Sprache es zu dechiffrieren und zu dekodieren gilt, ist eine immer wieder neue und faszinierende Feldforschung.

Krawatten sind sprechende Dinge, sind *Things that talk*. Und wer ihnen genau zuhört, erfährt über die Akteure und ihre Statussymbole unerwartet viel. Kaum ein Kleidungsstück verrät

so viel über den Charakter, die Lebensform, die Lebensbedingungen und den Beruf des Trägers wie die Krawatte. Es beginnt schon mit den Farben, die, wie wir wissen, keine eigentlichen Bedeutungen haben, sondern nur jeweilige. Erst der kulturelle Kontext legt die Wertigkeit und die Bedeutungsnuancen und ihre Signalfunktionen fest. Zurückhaltende Farben in dezenten Mustern gehören nicht automatisch zur ersten 3-Prozent-Gruppe, haben aber deutlich bessere Chancen als fettige Farben in dickem Design. Umgekehrt balancieren freche Farben und auffällige Muster haarscharf auf dem schmalen Grat zwischen den 94 Prozent indiskutablen Exemplaren und

der zweiten 3-Prozent-Gruppe und können in der letzten Gruppe faszinierende Hingucker sein.

Die Dingbedeutsamheit der Krawatten und ihre Symbolik für die Akteure lassen sich allerdings keineswegs umkehren. Krawattenträger, die täglich in den Medien präsent sind oder waren, also «oben» sind, stehen nicht zwangsläufig für exquisiten und stilsicheren Geschmack. Peinliche Ausrutscher und besonders irritierende Beispiele sind die eigentlich als geschmackssicher bekannten Nachahmer derartiger falscher Vorbilder.

Es ist oft so einfach, das Richtige zu tun, aber manchmal auch sehr schwierig.

MARTIN WALSER

So fing es an, so blieb es

Es war der Tag, an dem das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe eingeweiht wurde. Ich habe mir das Datum nicht gemerkt, aber die Chronik meldet, es sei der 13. September 1951 gewesen. Da hatte der Student, der 1949 um Geld zu verdienen von Tübingen nach Stuttgart gezogen war und, weil er Geld verdienen musste, dann dort geblieben war, da hatte der schon ein Jahr Rundfunk-Erfahrung als ständiger freier Mitarbeiter hinter sich. Zuerst Unterhaltungs-Abteilung, dann Politik und Zeitgeschehen. Und da geschah es. Der Chefredakteur, Herr K., befahl – er war aus dem Krieg als Oberst, glaube ich, zurückgekehrt – befahl mir, ich müsse an diesem Sonntagvormittag in Karlsruhe die Einweihung des Bundesverfassungsgerichts unseren Hörern in einer Livesendung vermitteln. Live! Das gab es sonst nur beim Fußball.

Ich hatte alle Interviews und Reportagen bis dahin aufnehmen und dann bearbeiten können. Ich hatte also Be-

denken. Es gab Kollegen, die waren aus Berlin, die konnten viel flüssiger, gewandter sprechen als ich. Ich wurde wahrscheinlich gewählt, weil ich der einzige Studierende war. Also postierten wir uns in dieser gewaltigen kirchlichen Halle, hinten oben. Wir, das waren der Chefredakteur und ich. Ich hatte das Mikro in der Hand, ein Kabel führte hinab und hinaus zum Ü-Wagen. Da saßen meine Freunde, die Tontechniker. Wir warteten stumm. Der Chefredakteur zeigte durch seine Anwesenheit, dass er da war, mich daran zu hindern, etwas falsch zu machen. Ich sollte den Hörern erzählen, wie ein Bundesverfassungsgericht eingeweiht wurde. Dann war es so weit. Weit vorne durch die Eingangstür traten die prominenten Menschen ein und auf und gingen durch den Mittelgang auf uns zu. Ich sagte also zum Beispiel: Und jetzt betritt der französische Botschafter François-Poncet den Raum. Dann aber kam der Wichtigste, Professor Theodor Heuss, unser erster Bundespräsident. Ich holte Atem und rief mehr als ich sagte: Und in diesem Augenblick erscheint Bundesprofessor Theodor Heuss. Da kam der Schlag. Mein Chefredakteur versetzte mir einen solchen Schlag zwischen Niere und Rippen, dass ich nach Luft schnappen musste. Als ich wieder Luft hatte, sagte ich, ohne mich zu korrigieren, alles, was jetzt noch zu sagen war. Nach der Veranstaltung eine Fahrt nach Stuttgart, die

meiner Beschimpfung gewidmet war. Ich hatte nicht nur mich, sondern den ganzen SDR blamiert!

Mir ist dieser Schlag geblieben. Hundertmal habe ich die Szene nacherleben müssen. Warum hat der Chefredakteur nicht selbst den Reporter gespielt? Meine Antwort war immer: Er hat sich nicht getraut. Und ich konn-

te es mir nicht leisten, abzulehnen. Ich musste Geld verdienen, also musste ich mich auch blamieren. Es ging dann anders weiter. Aber nicht ganz anders. Das hat schließlich zu dem Satz geführt, der jetzt in meinem letzten Buch *Meßmers Momente* steht: Solange man Geld verdienen muss, muss man sich beleidigen lassen.

Zur Lage der Anekdote

Die Anekdote ist dem ursprünglichen griechischen Wortsinn nach (anékdotos = nicht herausgegeben) eine mündliche Überlieferung, die in erster Linie dem ›Klatsch‹, dem Weitererzählen ›hinter vorgehaltener Hand‹ zuzurechnen ist. In diese Richtung weist auch die ursprüngliche Einladung der Herausgeber dieses Heftes, eine Anekdote des »akademischen ›gossip‹» beizusteuern. Gedruckte Sammlungen wie die vorliegende unterlaufen freilich die Beschränkung auf die Mündlichkeit von vornherein, denn durch den Druck werden die Anekdoten ja im wörtlichen Sinne heraus- und damit der Öffentlichkeit preisgegeben. Durch die Ausrichtung auf den akademischen Bereich, der allerdings nicht alle Beiträge gefolgt sind, haben wir es vornehmlich mit Standes-, nämlich Gelehrtenanekdoten zu tun.

In gedruckter Form ist die Anekdote eine literarische Gattung. Sie bietet eine (dem Anspruch nach) nichtfiktionale, narrative Vergewärtigung einer besonderen Lebenssituation einer namentlich genannten und häufig bekannten, jedenfalls historisch verbürgten Person in Prosaform. Den Kern macht eine prägnante Pointe aus, die häufig die Form eines (die Situation kommentierenden) Ausspruchs einer der beteiligten Personen hat und zum Nachdenken und/oder Lachen Anlaß gibt.

Ist die Welt (mit Wittgenstein gesprochen) »alles, was der Fall ist«, so ist die Anekdote alles, was der humorig nachdenkliche Fall ist. Die Welt der Anekdote ist nicht die Welt der kalten Tatsachen, sondern die humane Welt der Fälle als ›Vorfälle‹ des Lebens, die uns zu denken und Dinge zu überdenken geben. Trotz mitunter auch bissiger Pointen bleibt der Humor der Anekdote doch meist Ausdruck eines poetischen Humanismus. Was anekdotisch der Fall ist, ist allerdings nicht immer »das Bestehen von Sachverhalten«. Der Anspruch auf historische Faktizität ist häufig nicht einlösbar, was insbesondere die zahlreichen so genannten Wanderanekdoten, die verschiedenen Personen zugeschrieben werden, belegen.

Die vorausgegangene Charakterisierung macht schon deutlich, daß man tunlichst auf eine strenge begriffliche Bestimmung der Anekdote verzichten sollte. Es lassen sich allerdings Eigentümlichkeiten durch die Benennung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden im Vergleich mit verwandten literarischen Formen ein-

kreisend ausmachen. So verbindet die Anekdote mit dem Witz die Pointe, die aber anders als beim Witz nicht immer auf einen belustigenden Scherz hinausläuft. Es bleibt die Gemeinsamkeit, daß in der Pointe eine überraschende Verbindung (auch zwischen Gegensätzlichem) geschlagen wird, die eine Leistung des analogen Erkenntnisvermögens des Witzes ist. Nicht alle Witze (als Produkte *des* Witzes) sind allerdings narrativ (vgl. «Was ist der Unterschied zwischen x und y? Antwort: ...»), und sind sie es doch, so fehlt der Bezug auf wirkliche Personen und damit der Anspruch auf historische Faktizität. Personen werden nicht als konkrete Individuen benannt, sondern als abstrakte Typen eingeführt («Treffen sich ein Russe, ein Amerikaner und ein Deutscher, sagt der Russe ...»). Gleichwohl kommen derartige typisierende Witze auch in Anekdotensammlungen vor und liefern damit selbst Beispiele dafür, daß die Grenzen zwischen den Gattungen fließend sind:

Ein Autofahrer hatte sich verfranst und stoppte vor einem Fußgänger: «Können Sie mir sagen, wo ich bin?» «Im Auto» erwiderte der Fußgänger. «Sie sind wohl Logiker?» fragte der Autofahrer. «Das ist wahr», bekam er zur Antwort, «woran merken Sie das?» «Ihre Antwort», versetzte der Fahrer, «ist ebenso exakt wie unbrauchbar.»¹

Besonders aufschlußreich ist der Vergleich mit dem Apophthegma. Mit diesem hat die Anekdote den nichtfiktionalen narrativen Teil gemeinsam, der beim Apophthegma allerdings häufig kürzer ausfällt. Im Unterschied zum Apophthegma muß die Anekdote nicht unbedingt mit einem Ausspruch enden, sondern kann auch ein Verhalten beschreiben. Überdies geht der Ausspruch des Apophthegmas in Richtung eines allgemeinen Denkspruchs, einer expliziten Sentenz, und gibt damit selbst eine Deutung der jeweils beschriebenen Situation als Fall eines Allgemeinen. So wäre der folgende Text ein Apophthegma und keine Anekdote:

Als Gorbatschow im Jahre 1989, anlässlich des 40jährigen Gründungsjubiläums der DDR, zu Besuch kam und die damalige Situation der DDR sowie die Reformunwilligkeit der Regierenden zur Kenntnis nahm, sagte er an den Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker gerichtet: «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.»

- 1 Geh mir aus der Sonne!
Anekdoten über Philosophen
und andere Denker. Hg. von
Peter Köhler, Stuttgart 2003,
S. 193.

Anders als hier in der Schlußsentenz verbleibt das Allgemeine der Anekdote implizit und überläßt die Deutung dem Hörer oder Leser. Mit Blick auf den Erkenntniswert der Anekdote gilt es diesen Punkt im Vergleich mit der Fabel zu vertiefen.

Erzählen Anekdote und Apophthegma individuelle Fälle mit Anspruch auf Historizität, so fingieren Fabeln stilisierte Fälle. Hinsichtlich des Allgemeinheitsanspruchs überbietet die Fabel das Apophthegma noch, indem sie zu dem erzählten Sachverhalt am Schluß eine vor- oder doch mitgegebene Deutung in Form einer allgemeinen Moral von der Geschichte' präsentiert. Die Sentenz des Apophthegmas bleibt dagegen auf den Fall bezogen; denn ein Satz wie «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben» ist ja nicht generell gültig. Vor allem: Die Fabel wertet den erzählten Sachverhalt als typisch für ein *bestimmtes* Allgemeines und unterwirft ihn damit der subsumierenden Urteilskraft, die vom Allgemeinen zum Besonderen absteigt. Die Anekdote beschränkt sich dagegen auf die Erzählung eines besonderen Falls. Das Fehlen einer denkwürdigen Sentenz (im Vergleich mit dem Apophthegma) bzw. einer allgemeinen Moral (im Vergleich mit der Fabel) läßt nicht auf einen Mangel an Bedeutsamkeit schließen, bietet die Anekdote doch die narrative Aufbereitung eines bedeutsamen Falls, nämlich eines Vorfalls, der es wert ist, erzählt zu werden. Sie überläßt es allerdings dem Hörer (oder Leser), sich seinen eigenen Vers darauf zu machen, und aktiviert so dessen reflektierende Urteilskraft, die – verglichen mit der subsumierenden Urteilskraft – in umgekehrter Richtung vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigend die exemplarische Bedeutsamkeit des Falls selber ausfindig zu machen hat. Allgemeines hat insofern auch die Anekdote im Blick, aber kein vorgegeben bestimmtes, sondern ein offenes unbestimmtes Allgemeines. Von der Aktivierung der reflektierenden Urteilskraft legen einige der hier versammelten Anekdoten Zeugnis ab, indem sie mit erschließenden oder vertiefenden Kommentaren versehen sind.

Entgegen neuerer von Nietzsche und der Dekonstruktion beeinflusster Ansätze, die sich durch eine Flucht vor dem Allgemeinen auszeichnen und für Fallgeschichten die Singularität der Fälle hervorheben, ist zu betonen, daß es sich bei dem Stoff von Anekdoten nicht bloß um *einzelne*, sondern vielmehr um *besondere* Fälle

handelt, die über sich hinaus auf Allgemeines verweisen. Das Allgemeine ist hier nicht das durch Abstraktion gewonnene Allgemeine, sondern das Allgemeine *im* Besonderen. Der erzählte Fall fordert die Frage heraus, von *welchem* Allgemeinen der benannte Fall ein Fall ist. Das Besondere als das *bedeutsame* Einzelne ist nicht das Einzigartige (Singuläre), sondern das Typische (Exemplarische), das mit anderen Fällen sogar eine Fall- oder Beispielreihe bilden kann. Daher können spezielle Sammlungen von Anekdoten über Philosophen, Gelehrte, Künstler, Politiker, Beamte, Schachspieler und andere sogar Typologien solcher Gruppen ermöglichen. Zumindest erlauben sie es, verbreitete Sichtweisen auf diese Gruppen bis hin zu bestehenden Vorurteilen über diese Gruppen herauszufinden. Auch wenn sich aus derartigen Sammlungen keine allgemeinen Lehren ableiten lassen, so bieten sie doch exemplarische Kunde und liefern Material für induktive Reflexionen. Die Pointe der Anekdote ist letztlich darauf angelegt, Aspekte der *conditio humana* zu artikulieren.

In Sammlungen von Fallgeschichten, in denen es sich nicht um Reihenbildung, sondern eher um die Aufzählung von Beobachtungen handelt, tritt der Gedanke des Exemplarischen naturgemäß zurück; aber selbst solche Sammlungen sperren sich nicht gegen induktive Überlegungen der reflektierenden Urteilkraft. Jedenfalls lohnt sich ein Blick darauf, ob zwischen den Fällen ein Zusammenhang besteht, der auf eine «Familienähnlichkeit» (Wittgenstein) hinausläuft, so daß die Fälle als Beispiele fungieren, und Beispiele sind immer Beispiele für etwas. Zu widersprechen ist daher der Auffassung, das Beispiel sei «das radikal Vereinzelte».²

Das Exemplarische des anekdotischen Falls dokumentiert bereits die Mutter aller Anekdoten, nämlich die Anekdote von Thales und der thrakischen Magd als Fall eines tatsächlichen Falles, nämlich des Sturzes in einen Brunnen. Mit dieser Anekdote, die schon bei Diogenes Laertius und in Platons *Theaitetos* erwähnt wird, beginnt denn auch die Sammlung von Peter Kauder:

Als Thales einmal die Sterne beobachtete, fiel er, weil er nicht auf den Weg achtete, in einen Brunnen. Eine thrakische Magd verspottete ihn: «Die Dinge am Himmel willst du erkennen, aber siehst noch nicht einmal, was vor deinen Füßen liegt.»³

- 2 Jens Ruchatz, Stefan Willer, Nicolas Pethes (Hg.): Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen, Berlin 2007, S. 32.
- 3 Peter Kauder: Hegel beim Billard. Die besten Anekdoten über große Denker, München 2000.

Den exemplarischen Charakter dieser Anekdote im Sinne *einer* möglichen «Urgeschichte der Theorie», nämlich als Dokumentati- on des Verhältnisses zwischen der «zuschauenden» Einstellung des Theoretikers und den Erfordernissen der praktischen Lebens- welt, hat Hans Blumenberg in *Das Lachen der Thrakerin* entfaltet. Wir sehen an diesem Beispiel, daß Anekdoten in ihrem persona- len Zuschnitt zwar eine Charakterisierung derjenigen Person vor- nehmen, von denen sie handeln. Da diese Personen aber – ihrer Bekanntheit entsprechend – in stellvertretenden Rollen auftreten, haben wir es auch nicht mit irgendwelchen, sondern mit «emi- nenten Fällen» (Goethe) zu tun. Die anekdotischen Charakterisie- rungen weisen insofern über die Einzelpersonen hinaus auf einen exemplifizierten Typus.

Abschließend sei eine Anekdote aus persönlichem Erleben zu zwei Philosophen beigesteuert, denen beiden ein ausgeprägter Sinn fürs Anekdotische nachgesagt wird: Während einer Redakti- onskonferenz des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* in den Zeiten, als Karlfried Gründer Hauptherausgeber war, führte Odo Marquard aus, was bei einem bestimmten Stichwort alles zu be- denken sei. Schließlich unterbrach er sich und meinte entschuldi- gend: «Ich rede so viel, weil ich mich dadurch wach halte.» Grün- der griff diese Bemerkung dankbar mit den Worten auf: «Odo, wir brauchen alle dringend eine Kaffeepause!» Nach der Pause setzte Marquard seine Ausführungen fort und unterbrach sich wiederum nach einiger Zeit: «Ich rede so viel, weil ich durch den vielen Kaffee so aufgedreht bin.» Ein Philosoph findet immer eine Begründung, Erklärung oder Rechtfertigung.

STEFAN REBENICH

Mommsens Bock

Ende April 1885 betrat Leo XIII. unerwartet die Räume der Bibliotheca Vaticana, in der Gelehrte unterschiedlicher Konfession und Nationalität kostbare Handschriften studierten. Die Katholiken knieten sämtlich nieder, um den Segen des Heiligen Vaters zu empfangen, während die Protestanten sich von ihren Sitzen erhoben und ehrerbietig verbeugten. Nur ein Mann nahm keine Notiz von der Anwesenheit des Papstes, den 200 Millionen Menschen als ihr geistliches Oberhaupt und den Statthalter Christi auf Erden verehrten: Theodor Mommsen. Der weltberühmte Althistoriker blieb, über einen Codex gebeugt, sitzen und ignorierte den Hausherrn geflissentlich. Es kam zum Eklat. Mommsens Verhalten war ein gefundenes Fressen für die deutsche wie die italienische Presse.¹ Selbst Friedrich Althoff, der mächtige Ministerialbeamte im fernen Berlin, zeigte sich über das «Gerede», das die Episode hervorrief, beunruhigt und bat Mommsen um eine Klärstellung. Der erklärte die ganze Angelegenheit zu einer Zeitungssente und versicherte Althoff, er werde dem «kleinen Kaplan», der die Geschichte in Umlauf gesetzt habe, um ihn aus dem Vatikan hinauszuwerfen zu lassen, einen «kleinen Fußtritt verehren».²

Die Anekdote illustriert eindrücklich Mommsens antikatholische Affekte, die ihn sein Leben lang begleiteten. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts applaudierte er Bismarcks Politik des «Kulturkampfes», und zu Beginn des 20. Jahrhunderts agitierte er gegen die Berufung des Katholiken Martin Spahn auf einen konfessionell gebundenen historischen Lehrstuhl an der Universität Straßburg. An der Überlegenheit der auf den deutschen Reformator Martin Luther zurückgehenden protestantischen Kultur zweifelte der Apostat aus dem Pfarrhaus nicht einen Augenblick.

1885 versuchte er die Wellen zu glätten, indem er behauptete, er habe sich nicht erhoben, weil er in seine Arbeit vertieft gewesen sei. Seltsam war nur, dass ein kleiner Tisch, an dem Mommsen saß, zur Seite gerückt worden war, da er sich auf dem Weg befand, den der Papst durchschritt. So gab es nicht wenige Stimmen, die meinten, Mommsen habe den Hausherrn absichtlich provozieren wollen. Der Gelehrte musste seine guten Verbin-

dungen zum Kardinal-Bibliothekar Jean-Baptiste Pitra nutzen, um nicht aus der Bibliothek zu fliegen. Seiner Frau schrieb er damals: «Es genügt freilich, wie die Zeiten sind, dass ein katholischer Hetzkaplan die Reverenz des Prof. Mommsen vor seiner Heiligkeit nicht tief genug findet, um in ganz Deutschland ein Zetergeschrei gegen dieses Scheusal anzustiften. Die Zeiten haben sich geändert; die öffentliche Meinung behandelt die Liberalen jetzt wie vor einem Menschenalter die Konservativen; wer nicht umschlägt oder sich eklipsiert, der wird gehetzt wie ein toller Hund.» Die römische Erfahrung bestärkte Mommsen in seiner politischen Überzeugung und in seiner Distanz zur deutschen Nation. Er hielt seine Frau an: «Das sage ich Dir jetzt, und Du wirst mir gehorchen, auch wenn ich nicht mehr bin: Auf meinem Grabe soll weder ein Bild noch ein Wort, nicht einmal mein Name stehen, denn ich will von dieser Nation ohne Rückgrat persönlich so bald wie möglich vergessen sein und betrachte es nicht als Ehre in ihrem Gedächtnis zu bleiben.»³

- 1 Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 3. Mai 1885; Nr. 101f.
- 2 Theodor Mommsen und Friedrich Althoff. Briefwechsel 1882–1903, herausgegeben und eingeleitet von Stefan Rebenich und Gisa Franke, München 2012, Nr. 101–103.
- 3 Deutsches Literaturarchiv Marbach, NL. Theodor Mommsen: Brief an Marie Mommsen vom 21. Mai 1885.

WOLFGANG KEMP

Hundegang in die Wirklichkeit

«Der verlorengegangene Briefträger

Ein Briefträger in Itzehoe, der schon viele Jahre redlich und fleißig sein Amt versehen hatte, ging einst mit seiner gefüllten Brieftasche in die Dämmerung hinterm Klosterhof. Aber der Weg kam ihm bald länger vor als sonst und schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Endlich bemerkte er in der Ferne eine große Stadt, über deren Tor mit großen goldenen Buchstaben das Wort «Germanica» stand. Er ging hinein und fand, daß die Bewohner ein ganz merkwürdiges Aussehen hatten. Er wollte mit ihnen sprechen, aber niemand verstand ihn. Als er weiterging kam er an ein Schloß, aus dem ein Mann mit einem großen Buch in der Hand heraustrat, der aussah wie ein Kandidat. An ihn wandte sich darum der Briefträger und klagte ihm seine Not und daß er nicht wisse woher und wohin. Zuerst sah der Kandidat ihn so erstaunt an, als ob er der Mann aus dem Monde sei. Bald jedoch verstand er seine

Sprache und sagte, er begreife nicht, wie er hierher gekommen sei. Schließlich zeigte er ihm freundlich den richtigen Weg. Und als der Briefträger sich recht besann, da befand er sich im Hundegang! Der Briefträger aber war weder ein Aufschneider noch ein Trunkenbold und genoß nach wie vor den Ruf eines redlichen, wahrhaften Mannes.»

Die Anekdote ist in ständigem Übergang begriffen zwischen mündlich und schriftlich. Das gilt auch für ihre aktuellen Gattungen und Verbreitungsformen: man denke an Urban Legends, an den Gossip aus dem Leben der Stars, an das indirekte Reden morgens im Schulbus oder vor der Kaffeemaschine im Büro. Am Abend sind die Sprüche dann auf Twitter, YouTube usw. Die Affinität zur Mündlichkeit fördert entschieden die Demokratisierung der Form. Wenn die erste Anekdoten-Sammmlung die Dikta des Kaisers Justinian «herausgab», so ist spätestens im Mittelalter das Personal in der Sphäre des Jedermann angekommen: Exempla, Fabliaux. Legenden benutzen Prediger, Sänger und Gaukler, sie dienen aber auch den Ständen zur Selbstcharakterisierung und sozialen Distanzierung. Man denke an die Reisegesellschaft Chaucers, die sich auf dem Weg nach Canterbury mit Geschichten unterhält, die oft auf die Exempla-Sammlungen Bezug nehmen, ja diese karikieren, ihnen nicht die Pointe, aber die moralische Schluss-

folgerung nehmen. Letztere macht den Nährwert dieser Art von Erzählung aus; er ersetzt die Charakteristik, die eine klassische Anekdote aus dem Leben berühmter Männer zu liefern hat. Im Humanismus werden dann die Redensarten der Völker gesammelt, im späten 18. und 19. Jahrhundert rücken die niederen Stände der Exempla zum «Volk», zum neuen Geschichtssubjekt, auf. Hebel und Kleist besetzen die Extreme dieser Volksverbundenheit: Hebel deduziert Moral geradezu exzessiv. Kleist rollt sie in die Erzählung ein. Die Anekdote «Der Griffel Gottes» schließt er mit dem Satz: «Der Vorfall (die Schriftgelehrten mögen ihn erklären) ist gegründet; der Leichenstein existiert noch, und es leben Männer in dieser Stadt, die ihn samt der besagten Inschrift gesehen.» Wahrheit scheint jetzt nur nach Verifikation zu verlangen. Damit ist der Weg frei, «Tagesbegebenheiten» (so der Titel der ersten Anekdote in Kleists Sammlung) zu überliefern, die nicht nur ohne moralische Sentenz mitgeteilt werden, sondern in gar keiner Sittenlehre vorgesehen sind.

Zwischen Kleist und Kafka liegt die hier mitgeteilte Anekdote. Ich halte es nicht für zufällig, dass sie aus dem Leben eines Briefträgers erzählt, eines Mannes, der die Schrift zu den Menschen trägt und sicher in alten Zeiten mit ihnen manches Wort wechselte. Auch muss er diese Geschichte selbst berichtet und der Weitererzählung anvertraut haben, bis sie dann Karl Müllenhoff 1845 in seinen norddeutschen *Sagen, Märchen und Liedern* herausgegeben hat. Dass ein Briefträger, ein solcher Kommunikator, in die Situation des Kannitverstan gerät, spitzt die Geschichte nicht nur zu, sondern schneidet ein «höheres» Verständnis gleich ab. Man erfreut sich an den Details: «Germanica» – heißt das, dass man in Germanien sich nicht mehr versteht, auch auf volkstümlicher Basis nicht? Der «Kandidat» mit dem Buch aber könnte direkt von Kafka stammen. Und dass der Briefträger über den «Hundegang» wieder in seine alte Wirklichkeit zurückkehrt, zeigt nochmal das niedere Niveau an, aus dem heraus sich diese ungemein fruchtbare Gattung herausarbeitet.

KURT FLASCH

Bach

Bach, als seine Frau starb, sollte zum Begräbnis Anstalten machen. Der arme Mann war aber gewohnt, Alles durch seine Frau besorgen zu lassen, dergestalt, daß da ein alter Bedienter kam, und ihm für Trauerflor, den er einkaufen wollte, Geld abforderte, er unter stillen Thränen, den Kopf auf einen Tisch gestützt, antwortete: «sagt's meiner Frau.» (Heinrich von Kleist)

Die Anekdote, auf das Anfangswort «Bach» wie auf ihren Kopf gestützt, erzählt nicht von der Zerstretheit eines großen Komponisten. Dann wäre die Situation nur komisch. Bach weiß, daß seine Frau tot ist; seine Körperhaltung sagt die Wahrheit: trauernd, unter stillen Tränen, stützt er den Kopf auf den Tisch. Nur erkennen seine Gedanken, sein Sprechapparat die neue Situation nicht an. Er weiß etwas nicht, was er doch weiß. Der «arme» Mann redet, wie er immer geredet hat, als wäre sei-

ne Frau noch da. Er stellt sich nicht um. Er akzeptiert nicht das Unannehmliche, er ignoriert aus Trauer den Tod. Nicht im Bewußtsein stoisch-überheblicher Unabhängigkeit, nicht in der christlichen Hoffnung auf Unsterblichkeit. Da ist keine Erwartung baldigen Wiedersehens. Er blickt nicht über den Augenblick hinaus. Er ist in Trauer versunken; sein Verstand ist nicht mitgekommen.

Kleists Anekdote rühmt Bach nicht nach, er habe sich wie ein moderner Ehemann am Haushalt beteiligt. Das will sie nicht, das kann sie nicht, hatte er doch – ganz im Gegenteil – nur die Musik. Alles andere hat er seiner Frau überlassen. Aber jetzt hat er auch die Musik nicht mehr; er ist «arm». Ihr Tod war zu groß. Sein Verstand verschmäht es, auf «der Höhe der Situation» zu sein. Die Anekdote zeigt, was es heißt: Er ist «tief» traurig.

PETER VON MATT

Glück und Wut der Zölibatären

Von Gottfried Keller berichtet ein Augenzeuge,¹ dass seine Abende im Wirtshaus auf die seltsamste Weise in drei Phasen zerfielen. Zuerst saß er lange Zeit stumm da, schaute vor sich hin, reglos. Er hörte den Freunden zu, schien aber in Gedanken anderswo. Nach einiger Zeit begann er zu erwachen. Er wurde taghell präsent, fing an zu berichten, spottete mit funkeln dem Humor. Er ahmte jeden nach, von dem die Rede war, den Tonfall, die Gesten, die Ticks und Marotten. Sein Erzählen geriet zum Schauspiel. Er fabulierte visionär, in leuchtenden Bildern, weise und weltvergnügt. Eine unbändige Gestaltungskraft hatte ihn erfasst. Darauf folgte der dritte Teil, der unheimlichste. Keller verdüsterte sich, sank zurück, und seine rechte Hand begann zu zucken. Sie schnellte vom reglosen Arm hoch wie ein kleines Tier. Man fürchtete den Moment. Denn kurz darauf attackierte er den Nächsten, mit verletzenden Sätzen. Oft traf es

den Harmlosesten der Runde. Die Wut glitzerte in seinen Augen. Er schlug die Wunden knapp und scharf und tief. Man wusste nicht mehr, wen man vor sich hatte. Die Zürcher kannten ein Wort dafür. Sie sagten: «Der Keller trinkt einen bösen Wein.»

Der Vorgang ist heute vergessen. Er ist nicht in das zirkulierende Keller-Bild eingegangen. Man spricht nur von seiner Trinkfreudigkeit. Offenbar wusste man nicht, wie man mit der Wahrheit umgehen sollte. Dass sie vergessen ging, macht die Anekdote aufschlussreicher.

Das Genie des 19. Jahrhunderts verkörpert sich auffällig oft in Junggesellen. Sie halten die bürgerliche Ehe für das Richtige und wissen selbst nicht, warum es bei ihnen nie so weit kommt. Einzelne geraten in unglückliche Verlobungen, die wieder zu Bruch gehen. Beispiele sind Grillparzer, Kierkegaard, Gottfried Keller, Jacob Burckhardt, unter Vorbehalt auch Schopenhauer und Flaubert. Den Abschluss macht Kafka, der sich der Tradition bewusst war und seine eigene Lage im Spiegel der andern betrachtete. Er nannte sie seine «Blutsbrüder».

Der Junggeselle als Typus – Spitzweg hat ihn gemalt – ist an die Ehe als Norm gebunden. Er entzieht sich dem erwarteten Status, nimmt ein Stigma in Kauf. Das endet mit dem Ersten Weltkrieg. Deshalb ist Kafka eine späte Ausprägung. Beim zölibatären Künst-

ler steht dem bürgerlichen Bett- und Kinderglück die schöpferische Ekstase gegenüber. Diese ist ein erotisches Ereignis gleichen Ranges. Allerdings kann sie nie zu einer behaglichen Gewohnheit werden, auch nicht zu grauem Überdruß. Sie hat aber, wie die körperliche Liebe, ihre eigene Traurigkeit. Im Bericht über Keller erscheint zwischen der Schwermut und der bösen Aggression die schöpferische Ekstase. Jetzt ist er Künstler im Vollzug, steht hinreißend im Applaus, die Ausgrenzung des Zölibatären ist wie weggeblasen. Jetzt kann er alles und weiß er alles. Er weiß auch schon, was kommen wird: der Cafard und die Wiederkehr der scheelen Augen. Vielleicht spürt er die Wut bereits.

- 1 Adolf Frey: *Erinnerungen an Gottfried Keller*. Zweite, erweiterte Auflage, Leipzig 1893, S. 125 ff.

Minima historia

Die Anekdote als philosophische Form

1 Als einer der letzten etwa
Hermann Schmitz: System
der Philosophie, zehn Bände,
Bonn 1964–1980.

Titel sind Versprechen. Ein gutes Versprechen informiert uns darüber, was zu erwarten ist, und macht uns Lust auf das Kom-mende. Wie für alle Sprache gilt auch für Titel: Sie bezeichnen und sie rufen auf. Wer seinen Text unter den Titel «Die Anekdote als philosophische Form» stellt, verspricht mit dem, was er be-zeichnet, nicht nur die Auseinandersetzung mit einem litera-rischen Genre, sondern implantiert seiner Ankündigung auch gleich einen Widerhaken, indem mit dem Zusatz des Philosophi-schen bei dieser Form eigentlich etwas Unvereinbares zusammen-gezwungen zu sein scheint. Denn nichts ist vermeintlich weniger philosophisch als die arbiträre Form der Anekdote.

Diese Unvereinbarkeit wird aber gleichzeitig auch wieder durch das abgemildert, was der Titel evoziert. Er spielt mit Theodor W. Adornos berühmtem Aufsatz «Der Essay als Form» – dort noch ohne den Zusatz «philosophisch», der bei Adorno gleichwohl im-mer mitschwingt –, aber auch mit dem weniger bekannten «Über den Aphorismus als philosophische Form» von Heinz Krüger, der den Aphorismus ganz im Sinne seines Mentors Adorno betrachtet hat.

Was aber der Titel durch *seine* Form vor allem aufruft, ist die Fra-ge nach der Form des *Philosophierens*. Dass man die Form eines Denkens nicht von seinem Inhalt trennen kann, ist inzwischen *common sense*. Im Speziellen geht es hier aber um das Verhältnis der Philosophie zu dem, was man lange als eines ihrer wesentlichen Kriterien betrachtet hat, zum System: Philosophie sei systema-tisches Denken, Denken auch im System oder als System. Dieses Denken zu verweigern hatte vor über einem halben Jahrhundert schon Adorno das Essay stark gemacht, und Heinz Krüger in sei-nem Gefolge den Aphorismus.

Die Renaissance des Erzählens in der Philosophie

Aber im und als System zu denken, versuchen heute nur noch Verwegene.¹ Selbst unter den rationalistischen Vertretern etwa der analytischen Philosophie regiert die kleine Form: zumeist in Ge-stalt des Aufsatzes. Gleichzeitig hat sich eine Praxis wieder zu

Wort gemeldet, gegen die das systematische Philosophieren eigentlich einst – in seiner Kritik am Mythos – entstanden ist: das Erzählen. Folgt man Odo Marquard, ist es sogar unvermeidlich: «Narrare necesse est».² Für diese Notwendigkeit plädieren von Richard Rorty bis Jean-François Lyotard dann auch manche, die sonst nicht viel eint. Man mag darin eine Art späte Rache des Mythos an der Philosophie sehen.³ Aber eignet sich ausgerechnet die Anekdote für jenes Erzählen, auf das die Philosophie aus ist? Braucht es nicht einen längeren Atem, um einen philosophischen Gedankengang zu explizieren?

Philosophie als Erzählen ist zunächst einmal das Erzählen der Philosophie – und zwar in ihren Verwandlungen, als Ideengeschichte. Wessen Geschichte wird hier aber erzählt? Braucht diese Geschichte einen Helden, den Hegel'schen Geist etwa, der im Historischen eine logische Entwicklung vollzogen hat? Hegels Philosophiehistorie folgte dem Muster des Bildungsromans; sie ist «System in der Entwicklung».⁴ Das war nun gerade nicht die Form, die jene Rehabilitierung des Erzählens im Sinne hatte. Es waren vielmehr die «Milliarden von kleinen und weniger kleinen Geschichten», die «den Stoff täglichen Lebens»⁵ weben und die sich gegen die totalitären Meta-Erzählungen zur Wehr setzen.

Diese Erzählungen seien genau das, was den Menschen ausmache, er sei in Geschichten verstrickt, hatte schon Wilhelm Schapp betont.⁶ Odo Marquard zählte zu denen, die den kaum rezipierten Schapp wieder in Erinnerung gerufen haben: Er sei einer seiner bedeutendsten Einflüsse gewesen. Auch für Schapp zeichne sich der Mensch durch die im Laufe seines Lebens gemachten Erfahrungen aus; nur folge solch ein Lebenslauf gerade nicht dem Muster des Bildungsromans, sondern falte sich in die Pluralität vieler Geschichten auf. Darüber hinaus sei er ein «Handlungs-Widerfahrnis-Gemisch»: Die Fahrten des Odysseus wären zu erzählen nicht wert gewesen, hätte er von Troja auf direktem Weg nach Hause gelangen können. Es muss immer etwas dazwischen kommen.⁷

Doch wenn es um die Geschichte der Philosophie geht, scheint das Modell der großen Erzählungen einen unwiderstehlichen Sog auch auf die auszuüben, die sich ihm eigentlich verweigern wollen. Jede gut erzählte Geschichte verlangt offensichtlich irgendwie

2 Odo Marquard:
Die Philosophie der Geschichten und die Zukunft des Erzählens, in: ders.: Skepsis in der Moderne. Philosophische Studien, Stuttgart 2007, S. 55–71.

3 Vgl. ausführlicher Rüdiger Zill: Gebrochene Strahlen, zersplitterte Spiegel. Zur Partikularisierung der Weltbetrachtung, in: Johannes Rohbeck (Hrsg.): Philosophie und Weltanschauung. Dresdner Hefte zur Philosophie I, Dresden 1999, S. 179–196.

4 G.W.F.Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III, in: ders.: Werke 20, Frankfurt/M. 1971, S. 477.

5 Jean-François Lyotard: Randbemerkung zu den Erzählungen, in: ders.: Postmoderne für Kinder. Briefe aus den Jahren 1982–1985, Wien 1987, S. 35.

6 Vgl. Wilhelm Schapp: In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding, Hamburg 1953.

7 Marquard: Die Philosophie der Geschichten, S. 63.

- 8 Odo Marquard: Der Einzelne. Vorlesungen zur Existenzphilosophie, Stuttgart 2013, S. 56.
- 9 Vgl. Heinrich Niehues-Pröbsting: Die antike Philosophie. Schrift, Schule, Lebensform, Frankfurt/M. 2004, S. 83.
- 10 Vgl. Jacob Burckhardt: Griechische Kulturgeschichte III, in: ders., Gesammelte Werke VII, Basel/Stuttgart 1978, S. 395 ff.

nach einer Stringenz der Handlungen und einer abschließenden Pointe. Und so gehorcht zum Beispiel Odo Marquard, wenn er in einer Vorlesung die Genese und Entfaltung der Existenzphilosophie erzählt, auf den ersten Blick zwar dem Pluralitätsgebot, indem er seinen Zuhörern einschärft, sie sollten seine Überlegungen als eine Geschichte verstehen, «von mir aus als einen Mythos, als eine unter mehreren möglichen, als eine Erzählung, ein Märchen, ein philosophisches Orientierungsmärchen»,⁸ kann dann aber bei näherer Betrachtung doch nicht widerstehen, dieses Orientierungsmärchen als die Geschichte eines Helden zu erzählen, der durch alle Widerfahrnisse an sich festhalten will. Marquard erzählt eben doch nach dem Muster des Mythos und nicht nach dem der kleinen Erzählung, auch wenn gerade Anekdoten in dieser Erzählung eine Rolle spielen, zumeist allerdings solche, die dem Erzähler selbst im Laufe seines Lebens widerfahren sind.

Und doch gibt es berühmte Beispiele für das anekdotische Tradieren philosophischer Gedankengänge; sie standen ausgerechnet am Anfang der professionellen Philosophiegeschichtsschreibung: in Diogenes Laertios' *Leben und Meinungen berühmter Philosophen* können wir es noch nachlesen. Aber schon in der peripatetischen Schule muss es eine ausgeprägte Tradition biographischer Philosophiegeschichtsschreibung gegeben haben, in der die Anekdote eine zentrale Rolle übernommen hat.⁹ Für Jakob Burckhardt ist die griechische Geschichtsschreibung insgesamt durch das Anekdotische charakterisiert. Da sie sich zunächst auf nur mündlich Überliefertes stützen können, seien sogar geschichtliche Ereignisse zu Mythen geworden: Das bezeugte Ereignis sei ausgemalt worden und weitergedichtet. Das Exakte sei den Griechen generell fremd gewesen, das meiste an dieser Geschichtsschreibung würde einer modernen Quellenkritik nicht standhalten können. Und dennoch werde sie damit nicht wertlos, sondern folge nur einem anderen Prinzip. Die anekdotische Historie konzentriere sich auf das Charakteristisch-Typische.¹⁰ Friedrich Nietzsche hat sich davon wohl inspirieren lassen, als er aus der Beschreibung einer historisch vergangenen Vorliebe die Maxime für Zukünftiges machte: Die Systeme der Philosophen und ihre Lehrsätze seien ohnehin widerlegt. Was daran noch interessieren könne, sei das Persönliche ihrer Autoren. «Aus drei Anekdoten ist es mög-

lich, das Bild eines Menschen zu geben; ich versuche es, aus jedem Systeme drei Anekdoten herauszuheben, und gebe das Uebrige preis.»¹¹ Nietzsche hat dieses Programm nicht in die Tat umgesetzt, was Hans Blumenberg zu der bedauernden Bemerkung veranlasste: «Das wäre wohl die vollendete Auflehnung gegen die Monokratie des Begriffs geworden. Wir werden nie wissen, ob sie gelungen wäre.»¹² Allerdings hat Heinrich Niehues-Proebsting, der den Bezug zwischen Burckhardt und Nietzsche rekonstruiert und den besonderen Stellenwert der Anekdote bei diesen beiden Autoren gerade auch in ihrer Frontstellung gegenüber der Hegel'schen Philosophiegeschichtsschreibung herausgearbeitet hat, bemerkt, dass sich die anekdotische Methode durchaus im sonstigen Werk Nietzsches wiederfindet und so zu einem «wesentlichen Mittel der ›Unbegrifflichkeit‹» seines Denkens geworden ist.¹³

Die unheimliche Heiterkeit mancher Anekdoten

Die Konzentration auf das Charakteristische ist in der Tat eines der wesentlichen Merkmale, durch die die Anekdote ausgezeichnet ist. Heinz Schlaffer schreibt im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*,¹⁴ um mit einer Handbuch-Definition zu beginnen: «Die Anekdote ist eine kurze, zunächst mündliche Erzählung von einem merkwürdigen Vorfall, der – glaubwürdig, aber nicht bezeugt – einer bekannten Person widerfahren und wegen seines geistreichen Ausgangs in Erinnerung geblieben ist.» Zuweilen wird die Definition auch weiter gefasst, dann ist die Anekdote eine «kurze, schmucklose, oft in einem heiteren Ausspruch gipfelnde Erzählung zur scharfen Charakterisierung einer historischen Persönlichkeit, merkwürdigen Begebenheit, Zeitepoche, Geistesrichtung, Gesellschaftsschicht oder Charaktertype in ihrer besonderen Eigenart an einem episodischen, doch typischen Fall.»¹⁵ Anders als bei der verwandten Form der Fabel geht es also nicht zuletzt um Reales, auch wenn es erfunden sein mag.

Lange Zeit führte die Anekdote allerdings selbst in der Literaturwissenschaft ein Schattendasein; nur in den 1930er und frühen 40er Jahren fand sie größeres Interesse, weswegen sie nach dem Zweiten Weltkrieg dann auch als diskreditiert erschien,¹⁶ bestenfalls trat sie noch als bieder-verharmlosendes Genre auf: Man assoziierte mit ihr eine Feuerzangenbowlen-Gemütlichkeit. Der

11 Friedrich Nietzsche: Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, in: ders.: Kritische Studienausgabe I, München/Berlin/New York 1988, S. 803.

12 Hans Blumenberg: «Die Unverächtlichkeit der Anekdote» (UNF 2241), Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Blumenberg. Für die Erlaubnis, aus dem unpublizierten Manuskript zu zitieren, danke ich Bettina Blumenberg.

13 Heinrich Niehues-Proebsting: «Anekdote als philosophiegeschichtliches Medium», in: Nietzsche Studien 1983, S. 255–286, hier 286.

14 Heinz Schlaffer: «Anekdote», in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 1, Berlin/New York 1997, S. 87–89, hier 87.

15 Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 7. verbesserte und erweiterte Auflage, Stuttgart 1989, S. 31, Art.: «Anekdote».

16 Vgl. Walter Ernst Schäfer: Anekdote – Antianekdote. Zum Wandel einer literarischen Form in der Gegenwart, Stuttgart 1977, S. 6.

17 Erich Rothacker: Heitere Erinnerungen, Frankfurt/M./Bonn 1963, S. 7f.

«heitere Ausspruch», in den alles mündet, schien das Unheimliche des jüngst Vergangenen zu verdecken. Erich Rothacker, immerhin der Autor einer 1934 publizierten Geschichtsphilosophie, deren letztes Kapitel über «Rasse und Volksgeist» nach dem Krieg stillschweigend eliminiert wurde, versuchte seine eigene Geschichte zu zerschmunzeln, indem er sie als *Heitere Erinnerungen* präsentierte – und das sogar, um angeblich dem allgemeinen Wunsch seines Publikums zu entsprechen: «Die Freunde, die mich immer wieder aufforderten, «Erinnerungen» zu schreiben, wollten nicht mein äußeres noch mein intimes Leben kennen lernen, nicht meine letzten Gedanken über dasselbe, nicht meine wissenschaftliche Entwicklung, nicht meine trüben Erlebnisse, sondern vornehmlich meine heiteren, wie ich sie, – von Natur ein geselliger Mensch – hie und da bei einem Glas Wein zu erzählen pflege. [...] Sichte ich die großen autobiographischen Vorgänger, so habe ich nicht das geringste Bedürfnis nach den Selbstentblößungen, mit denen Rousseau und A. Gide ihre Bücher begannen. Meine Schmerzen, Fehler und Unausgeglichenheiten gehen schließlich vor allem mich selbst an. Also keine Konfessionen. [...] So habe ich mich auf das Thema «heiterer» Erinnerungen und des Anekdotischen möglichst konzentriert.»¹⁷ Schon hier zeigt sich also, dass die Anekdote nicht allein das Charakteristische repräsentiert, sondern es auch durch ihre Auswahl mit definiert.

Formen falscher Harmlosigkeit, die heute manchmal frösteln lassen, findet man aber auch an ganz anderer Stelle. Wenige Jahre vor Rothackers anekdotischen Memoiren erschien 1960 in historisch unbelastetem Kontext ein Band unter dem Titel *Anatomy of the Anecdote*. Dieser Titel, in dem von Ferne Robert Burtons *Anatomy of Melancholy* nachhallt, der aber viel deutlicher noch auf Northrop Fries drei Jahre zuvor erschienene Studie *Anatomy of Criticism* anspielt, lässt so manches und manches theoretisch Anregende über das Genre erwarten, erfüllt davon aber nichts. Stattdessen sammelt der Autor des Bands, Louis Brownlow, Geschichten, die im Kreise seiner Familie erzählt worden sind, vor allem aus der Zeit des amerikanischen Civil War: Großvater erzählt vom Krieg, sein Enkel schreibt es auf. Und so verwandelt sich die blutige Zerreißprobe einer Nation in «Family Stories» mit «A Hero or Two».

Einzig das Vorwort macht einen Versuch, den Gegenstand des Titels als solchen in den Blick zu nehmen; am Ende definiert das Buch die Anekdote allerdings selbst nur auf anekdotische Art: Einst habe ein Freund in einem Kreis von dreißig bis vierzig ihm durchaus verbundenen Personen plötzlich zu weinen angefangen. Er litt an der Unentschiedenheit der Rezeptionssituation: Die Gruppe sei zu groß für Anekdoten und zu klein für Ansprachen gewesen.¹⁸

Prokop und Linné oder

Von der arkanen Moral der Anekdote

Harmlosigkeit ist allerdings eher ein degeneratives Symptom der Anekdote. An der Wiege des Genres – oder zumindest dort, wo es erstmals auf den Begriff gebracht wurde – war es weder heiter noch belanglos. Der Begriff erscheint erstmals bei dem spätantiken Historiker Prokop (ca. 500–562), oder besser: *Anekdotia* hat sich als Titel für eine postum herausgegebene Schrift von ihm eingebürgert. *An-ekdoton* bedeutet zunächst nichts anderes als ein nicht Herausgegebenes, ein Nachlass-Werk also, das in einem merkwürdigen Missverhältnis zu Prokops Hauptwerk, den *Bella*, steht. Denn das zu Lebzeiten publizierte ist eine Beschreibung und nicht selten eine Glorifizierung der Kriege des byzantinischen Kaisers Justinian. Neben dieser großen Eloge steht aber in den *Anekdotia* die Schilderung des privaten Lebens am Hofe Justinians und seiner Frau Theodora, eine Sammlung von Skandalgeschichten voller Hinterlist, Verrat, Raub und Mord. Prokop geht so weit, den Kaiser und seine Frau dabei zu dämonisieren – und das ist nicht metaphorisch gemeint. Denn die beiden machten ihm und vielen anderen «niemals den Eindruck von Menschen, sondern von mörderischen und, wie die Dichter sagen, menschenfressenden Dämonen».¹⁹ Die Anleihe bei den Dichtern wird aber schnell nicht mehr benötigt. Denn schon im nächsten Satz sind Justinian und Theodora mutiert: Nun sind sie wirkliche Dämonen, die Menschengestalt annehmen und so die ganze Erde heimsuchen. Die allgemeinen Invektiven werden durch einige Anekdoten gestützt. Justinians eigne Mutter soll Freunden berichtet haben, ihr Sohn sei von einem unsichtbaren Dämon gezeugt worden, und schließlich wird die Aussage eines Dieners angeführt,

18 Louis Brownlow: *The Anatomy of the Anecdote*, Chicago 1960, S. 5.

19 Prokop: *Anekdotia*, griechisch-deutsch, ed. v., Otto Veh, München ²1970, S. 109 (XII).

20 Zur Begriffsgeschichte vgl. Hans Peter Neureuter: Zur Theorie der Anekdote, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1973, S. 458–480.

21 Prokop: Anekdoten V, S. 52/53; X, S. 92/93.

der beobachtet haben will, wie sich eines Nachts plötzlich der Kopf des Kaisers von seinem Körper gelöst habe und er dennoch eine Zeitlang so herumgelaufen sei, bevor sein Haupt zurückkehrte. Die Anekdoten sind hier also – etwas anders als Schlafers Definition es will – bezeugt, aber nicht glaubhaft, jedenfalls nicht für heutige Leser. Nach diesen Ausflügen ins Übersinnliche kommt Prokop aber sehr schnell wieder auf ganz irdische Untaten des Kaiserpaars zurück: auf seine Habsucht und Hinterhältigkeit.

Die moralische Verurteilung in einzelnen Szenen wird dabei zu einem Dementi dessen, was Prokops offizielles Werk ausmachte. Der Paralleltext streicht das dort Erzählte gewissermaßen wieder durch. Die Skandal-Geschichten erschienen dem Chronisten aber als so gefährlich, dass er sie zu Lebzeiten nicht zu veröffentlichen wagte. Die Sammlung, die erst viele Jahrhunderte später publik wurde, war also eine arkane Gegen-Geschichte.

Von ihr zu den heutigen Anekdotensammlungen ist ein weiter Weg,²⁰ genau genommen sind, was Prokop aufgezeichnet hat, oft nicht einmal Anekdoten im starken heutigen Sinne, denn dazu waren die erzählten Geschehnisse viel zu sehr zu einem Text verwoben, Anschauungsmaterial allgemeiner Beschreibungen. Gleichwohl ist schon an diesem Ausgangspunkt des Weges etwas angelegt, das sich als prägnante Möglichkeit der Form erhält: ihre Subversivität.

Schon dieser spätantiken Schmähschrift geht es bei passender Gelegenheit auch um das moralische Exempel. Hin und wieder wird zum Beispiel von Helfershelfern des Herrscherpaares berichtet, die wegen ihrer Untaten von Gottes Zorn getroffen werden und nach vollbrachter Tat unvermutet sterben. Dann aber ist sich Prokop dieser göttlichen Kausalität wieder nicht so sicher, denn das meiste, was er zu berichten hat, widerspricht ja diesem Prinzip, und so kommt er schließlich wieder auf Tyche zurück, jene alte Göttin, «die doch alle Menschendinge leitet und sich ganz und gar nicht darum bekümmert, ob das Geschehen sittlich einwandfrei oder jeder Vernunft zu widersprechen scheint».²¹

Das ist – machen wir einen großen Zeitsprung – bei einem christlich gefestigten Autor wie dem bedeutenden Naturforscher des 18. Jahrhunderts Carl von Linné ganz anders. Um seinem Sohn ein lebendiges Bild der göttlichen Gerechtigkeit vor Augen

zu führen, sammelt er eine Vielzahl von Berichten über Verbrechen, die später als von höherer Hand gerächt erscheinen, weil dem Missetäter selbst ein Unglück zustößt – meist sogar eines, das die ursprüngliche Tat spiegelt.

Auch diese Sammlung ist eine von «Anekdoten» im alten Sinne, denn sie war zunächst nur wenigen Eingeweihten bekannt, dann ganz verschollen und wurde erst im 19. Jahrhundert publiziert. Linné beschwört seinen Sohn in einer Widmung, die Aufzeichnungen geheim zu halten, denn wenn sie bekannt würden, so hätte er mit der Rache der Familien, die darin eine Rolle spielen, zu rechnen.

Der Autor nennt in der Tat, um seine Berichte so glaubwürdig wie möglich zu machen, jeden beim Namen. In der Auswahl seiner Quellen ist er nicht engstirnig: Vom Alten und Neuen Testament über die lateinischen Klassiker und die Volksliteratur bis hin zu aktuellen Ereignissen zieht er alles heran. Formal sind die Anekdoten ganz kunstlos, manchmal eine ungeordnete Mischung aus Latein und Schwedisch, oft nur Stichworte: «Slichert, Trabant, liebte die Witfrau von Byzen und gab ihr einen Fronhof. Den Schwiegersohn verdrießt dies, schoß in der Nacht mit 3 Kugeln durch das Fenster, die quer durch den Magen von Slichert gingen, der stirbt. Nach einigen Jahren bekommt der Schwiegersohn den Krebs im Magen mit 3 Löchern, der ihn greulich tötete.»²²

Die Botschaft ist allerdings immer klar und deutlich: Ob es um die Geschichte eines Mannes geht, der seine Neffen ermordet und dessen Nachkommen daraufhin bis ins zwölfte Glied keines natürlichen Todes sterben («Nemesis»), oder um die vom Sohn eines Reichsrats, der bei der Fahrt über einen vereisten See einen Bauern so hart auf den Kopf schlägt, dass das Opfer stirbt, woraufhin der Täter dann Jahre später an der selben Stelle des Sees einbricht und ertrinkt («Cronhielm»), oder jene des Magisters, der «zu bekannt» mit seiner Schwiegermutter ist und deshalb am Ende nicht wagt, sich von seiner ebenfalls untreuen Frau scheiden zu lassen («Lagerblad») – immer schlägt die göttliche Nemesis zu und straft den Täter mit einem Schicksal, das der von ihm begangenen Untat ähnelt.

Diese Geschichten sind Exempel, wenn auch negative. Was hier neben vielem anderen noch²³ wirksam wird, sind christlicher

22 Carl von Linné: *Nemesis Divina*, Zürich 2007, S. 220 («Slichert»).

23 Vgl. dazu die Nachworte von Lars Gustafsson und Wolf Lepenies in: Linné: *Nemesis Divina*.

- 24 Nicolas Chamfort: Maximen und Gedanken. Charaktere und Anekdoten, in: Die französischen Moralisten, Bd. I, hrsg. v. Fritz Schalk, Bremen 1962, S. 511.
- 25 So vor allem Heinz Grothe: Anekdote, Stuttgart 1971, S. 28–32.

Glaube und die Zuversicht des Naturforschers, der Fakten sammelt, um damit das allgemeine Gesetz, das moralische Gebot des Herrn empirisch zu belegen. Dabei sind die Beweisstellen Zwitter: Jede einzelne Anekdote dient der Theorie ebenso wie der Praxis. Als Baustein der Theorie ist sie Nachweis des Faktischen, deshalb kann sie für die Praxis – wenn auch über die *via negationis* – die Regeln einer gottesfürchtigen Lebensführung modellhaft vorführen. Wie das Exemplar einer Pflanzengattung im Herbarium Exemplum ist, um alle anderen Vertreter der Species zu erkennen, so ist es auch im Moralischen. Und die verderbten Exemplare zeigen nur, dass an ihnen am Ende ein Exempel statuiert wird.

Chamfort oder Die multiplen Kontexte der Anekdote

Auch ein anderer Autor des 18. Jahrhunderts sammelt Anekdoten als negative Exemplar, obwohl ihn ein ganz anderes Motiv antreibt. Nicolas Chamfort geht es nicht nur um durch und durch Weltliches, seine Anekdoten sind zudem stilistisch durchgefeilt. Seine Belege brandmarken den Verfall der Sitten im Ancien Régime. Wer dort porträtiert wird, muss sich jedoch vor der Rache Gottes nicht fürchten: Die Gerechtigkeit ist nicht länger durch die transzendente Ordnung garantiert. Nun sind die Menschen selbst aufgerufen, für die Ordnung der Welt zu sorgen. Chamforts Exempel sind vielmehr Anlass zur Empörung. Was der Aufklärer – oft in sarkastischem Ton – vorführt, sind vor allem Dummheit, Arroganz und Unverschämtheit der Herrschenden. «Als man Ludwig XIV. nach der Schlacht von Ramillies alle Einzelheiten des Kampfes meldete, rief er: ›Hat denn Gott alles vergessen, was ich für ihn getan habe?‹»²⁴

Mit Chamfort kommt aber auch der multiple Ort der Anekdote in den Blick, zunächst zirkulieren jene Kürzestgeschichten mündlich. Sie sind also auch in diesem Sinne «Anekdoten – Unveröffentlichtes». Was sie auszeichnet ist eine bestimmte Lebendigkeit und Offenheit, die sie als Teil der Salonkonversation nicht zuletzt aus dieser Entstehungssituation ziehen. Sie sind also eigentlich eine deutlich oral geprägte Erzählform (was in der Literatur dann auch immer wieder betont wird²⁵). Als Bestandteil eines Gesprächs haben sie ihren natürlichen Kontext, der aber nicht in jedem Einzel-

fall ihr ursprünglicher sein muss, denn Chamfort sammelt seine *Früchte der vollendeten Zivilisation* – so der von ihm geplante Titel seiner Sammlung von Aphorismen und Anekdoten – dort ein, wo er sie findet. Manche liest er auch buchstäblich auf: Er begegnet ihnen in Texten, denen er sie entnimmt, sie damit dekontextualisierend, um sie in einen neuen Kontext hineinzusetzen. Damit war er im 18. Jahrhundert durchaus nicht allein. Man liebte Anekdoten, sammelte sie, publizierte sie, löste sie aber auch aus bereits gedruckten Schriften heraus und veröffentlichte sie in dieser raffinierten Form als Kompilationen. So werden etwa aus den Briefen der Madame de Sévigné Passagen ausgelesen und anekdotisiert.²⁶ Aber selbst diese recycelte Literatur diente nicht allein der bloßen Lektüre; sie bildete ein Reservoir für den Gebrauch in Gesprächssituationen. Man wird diese erlesenen Szenen auch in den Konversationen der Pariser Salons wiedergefunden haben. Dort hatten sie immerhin ein Publikum, das mit den Personen, von denen erzählt wurde, vertraut war.

Chamfort beschränkte sich dabei nicht auf den politischen Gegner. Die Besucher der Salons duellierten sich auch untereinander im Medium der Konversation. Chamforts Anekdoten handeln ganz überwiegend von Personen, die man kannte: weil sie hinlänglich berühmt waren oder man ihnen ohnehin oft persönlich begegnete. Diese Anekdoten haben somit ihren immanenten Kontext: das öffentliche Leben derer, die sie thematisieren.

Werden diese Anekdoten nun aber nicht einzeln in ein Gespräch eingeflochten, sondern als Sammlung gedruckt, finden sie einen neuen Sinn, einen sich zusätzlich entfaltenden Kontext. Es ist der Kontext, der aus dem Zusammenspiel der Texte selbst entsteht. Schon bei Linné galt, dass es nicht wirklich auf jede einzelne Anekdote ankam. Ihre eigentliche Aussagekraft haben sie erst durch die schiere Macht ihrer Vielzahl erhalten. Ihre reine Addition verwandelt sich unter der Hand in die Multiplikation der Bedeutung. Die Kompilation ist damit konstitutiv für ihre Aussage. Auch bei Chamfort wirken die Anekdoten in ihrer Summe, hier nicht nur durch ihre reine Addition, sondern vor allem durch die Interaktionen untereinander, die Bedeutungsnuancen, die sich aus den gegenseitigen Ergänzungen ergeben. Hinzu kommt, dass sie auch als Genre nicht allein stehen, sondern mit Aphorismen, die

²⁶ Vgl. Christopher Todd: Chamfort and the Anecdote, in: *Modern Language Review* 74 (1979), S. 298f.

- 27 Zu Wanderanekdoten vgl. Grothe: Anekdote, S. 143–147.
- 28 Vgl. Hans Blumenberg: *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie*, Frankfurt/M. 1987.

ihre Urteile explizit ausformulieren, gepaart sind. Dass hier ausgerechnet Aphorismen und Anekdoten zusammenspielen, ist kein Zufall, denn die beiden sind Geschwister. Beide zeichnen sich durch Kürze und Prägnanz aus, durch ihre in sich abgeschlossene Gestalt und durch den Ursprung aus der Mündlichkeit. Und beide ergänzen einander: Was der Aphorismus theoretisch-allgemein formuliert, inszeniert die Anekdote bildhaft-konkret.

Zu den synchronen Kontexten der Anekdote, seien sie immanent oder extern, performativ flexibel oder literal festgelegt, tritt zuweilen noch ein weiterer Kontext hinzu, ein diachroner. Mündlich erzählte Anekdoten werden tradiert, verändern sich dabei unmerklich, wandern gelegentlich sogar von einem Wirt zum anderen.²⁷ Aber auch die schriftlich fixierten Geschichten werden immer wieder neu erzählt. Ein berühmtes Beispiel ist die Anekdote über den Vorsokratiker Thales, der eines Nachts bei der Betrachtung des Sternenhimmels aus Versehen in einen Brunnen fällt und deshalb von einer thrakischen Magd, die ihn dabei beobachtet hat, ausgelacht wird. Ursprünglich noch unspezifisch als eine der äsopischen Fabeln entstanden, wird sie zum ersten Mal von Sokrates im Platonischen Dialog *Theaitetos* dem Thales zugeschrieben, von dort wird sie tradiert und im Laufe der Philosophiegeschichte immer wieder neu erzählt. Dass sie zunächst im Rahmen eines Dialogs erscheint, mag man symbolisch als heimlichen Nachhall ihres oralen Ursprungs generell verstehen. Vor allem sind aber die Veränderungen, die Platon vornimmt, bezeichnend. Und jede weitere der zahlreichen Varianten, die im Laufe der Philosophiegeschichte erzählt werden, sind es auf ihre Weise ebenfalls – nicht zuletzt kommentieren sie auch ihre Vorgänger. Hans Blumenberg hat die Geschichte der Thales-Anekdote in seiner Studie *Das Lachen der Thrakerin* rekonstruiert und damit zugleich eine Art tertiären Kontext hergestellt.²⁸

Moralisierung oder Nachdenklichkeit:

Auf der Suche nach der philosophischen Form

Jede Anekdote sucht sich, so isoliert und so konzentriert sie auch sein mag, also immer wieder ihren neuen Kontext, fügt sich in eine übergreifende Narration ein, entfaltet sich manchmal sogar in mehreren Bezugsebenen. Das ist bei den rein literarischen Anek-

doten nicht anders als bei den philosophischen. Wann ist eine Anekdote aber eine philosophische Form? Dass die Person, der die Anekdote gilt, ein Philosoph ist – Thales etwa –, kann natürlich nicht das Kriterium sein. Zur philosophischen Form wird sie erst, wo ihr Reflexionspotential explizit entfaltet wird. Es reicht nicht, dass sie einfach erzählt wird; sie muss durch irgendeine Art von Kommentar begleitet werden. Natürlich ist hier die Grenze fließend. Wenn Carl von Linné in seiner *Nemesis Divina* eine große Zahl von Beispielen ausgleichender Gerechtigkeit sammelt, kann man sich darüber streiten, ob man das schon als impliziten Kommentar gelten lassen will. Ebenso wo, wie etwa bei Nicolas Chamfort, die reine Zusammenstellung von aristokratischen Dummheiten und Untaten das feudale System entlarven soll. Vieles spricht allerdings dafür.

Eine im starken Sinne philosophische Form nimmt die Anekdote an, wenn die pointierende Moral, die sie manchmal ganz wie bei der Fabel begleitet, in längeren Überlegungen ausformuliert wird. Das ist etwa in jenen Essays der Fall, in denen die Anekdote nur zur Exemplifikation eines längeren Gedankengangs benutzt wird und diesem damit untergeordnet bleibt. Sie lebt hier nur aus der übergeordneten Einheit, die das Essay selbst stiftet. Sogar Montaigne, der mit Inkonsistenzen spielt und sich gern festen Zuschreibungen entzieht, ist davon nicht immer frei.

Gegen eine solche Instrumentalisierung der Anekdote, die die Geschichte eines Einzelnen immer nur als Fall sieht, als Einzelfall eben, der für ein Allgemeines steht, hat nun Hans Blumenberg in seinem Spätwerk ausdrücklich protestiert.²⁹ Nicht nur, dass sie illustrativ zu einer vorausgehenden Argumentation als bloßes Beispiel hinzutritt, stört ihn: Er verdammt auch jene Gebrauchsweisen der Anekdote, die ihren Sinn (wie auch im Fall der Fabel) durch ein Epimythion festlegen wollen. Die berüchtigte «Moral von der Geschicht» ist ihm ein fremder Zusatz, ein Übergriff, der den Leser gängeln will und ihn daran hindert, seine eigenen intellektuellen Streifzüge zu machen. Wie auch schon bei der Metapher geht die Anekdote eben nicht in einem einfachen, klar zu benennenden Sinn auf. Sie enthält keine vom Autor intendierte Botschaft, und wenn doch, so ist eine gute Anekdote so reich an Nuancen, dass ein jeder Leser seine eigenen Schlüsse daraus zie-

29 Zur Funktion der Anekdote bei Blumenberg vgl. insgesamt Rüdiger Zill: «Anekdote», in: Robert Buch, Daniel Weidner (Hg.), *Blumenberg lesen. Ein Glossar*, Berlin 2014.

- 30 Vgl. die kurze Programmschrift «Nachdenklichkeit», in: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1980, Heidelberg 1981, S. 57–61.
- 31 Neureuter: Zur Theorie der Anekdote, S. 478.
- 32 Hans Blumenberg: Zwischen Anekdote und Mythos: Geschichte einer Bibliothek, in: ders., Gerade noch Klassiker. Glossen zu Fontane, München 1998, S. 136–138, hier: S. 136.
- 33 Zum Vergleich der Stellung der Anekdote bei Linné und Blumenberg vgl. auch Paul Fleming: The Perfect Story. Anecdote and Exemplarity in Linnaeus and Blumenberg, in: Thesis Eleven 2011, 104 (I), S. 72–86, auch unter <http://the.sagepub.com/content/104/1/72> (Abruf 15.11.2011).

hen kann. An diesen Kurz-Geschichten zeigt sich, was für Blumenberg zum zentralen Prinzip seiner Spätphilosophie wird: die Nachdenklichkeit.³⁰

Nicht von ungefähr korrespondiert dieser Begriff mit einem Definiens aus der literaturwissenschaftlichen Anekdotenforschung. Hans Peter Neureuter hat «Nachdenklichkeit» zum ersten Mal 1973 neben stofflicher Faktizität, Repräsentanz und formaler Kürze als eines der vier zentralen Kriterien der Anekdote in die Diskussion des Genres eingeführt. In Anekdoten muss das Individuelle entwickelt sein. Werden sie zu Exempeln, dann gilt: «Es ist nicht der Mensch, der eine Haltung oder Eigenschaft hat, sondern umgekehrt, die Eigenschaft hat den Menschen.»³¹ Beispiele und Belege für Allgemeines sind für Neureuter überhaupt keine Anekdoten. In ihnen darf das erzählte Ereignis gerade nicht hinter seiner Repräsentanz verschwinden.

Ganz ähnlich wird der Begriff auch bei Hans Blumenberg verstanden. So schreibt er etwa in einer der *Glossen zu Fontane*: «Die Anekdote, wie erfunden oder zugewandert auch immer, mythisiert ihre Helden und «Subjekte» nicht. Im Gegenteil: Sie reduziert ihre Distanzen auf vertrauliche Nähe, ihre historische Größe im Guten wie im Bösen auf moralische Bedenklichkeit im beiderseitigen Sinn.»³² Aber es geht nicht nur um den Einzelnen, sondern auch um einen bestimmten intellektuellen Habitus, mit dem man sich ihm nähert. Nachdenklichkeit ist für Blumenberg nicht einfach Denken und auch nicht einfach Nachdenken. Wenn mich etwas nachdenklich macht, unterbricht es das glatte Funktionieren der eingeübten Denkroutinen. Das, was nachdenklich macht, ist etwas, das Steine in den Weg legt, das uns auf Umwege lenkt. Nachdenklichkeit umrundet die Sache, weil sie sie nicht zu fassen kriegt. Sie betrachtet sie aus der Distanz – ist im Blumenberg'schen Sinne *actio per distans*, nähert sich vorsichtig an, geht ihr hinterher, geht ihr nach – denkt ihr nach.

Nachdenklichkeit widerspricht dem moralisierenden Gebrauch einer Anekdote geradezu, wie wir ihn in der *Nemesis Divina* finden.³³ Der moralisierende Gebrauch weiß im Vorhinein, was die Anekdote sagen soll, und wählt sie nur noch danach aus, ob sie diesen Zweck erfüllt. Blumenberg hingegen beginnt bei der Anekdote selbst und versucht, ihr Potential auszuloten. Das geschieht

oft in mehreren Ansätzen – und manchmal mit ganz unterschiedlichen Ergebnissen.³⁴ Es geht dabei gar nicht um irgendeine zu entdeckende Wahrheit, sondern mehr um die Vielfalt dessen, worauf man alles kommen kann.

Damit ist nun das andere Extrem erreicht: Ordnet die moralisierende Anekdote den Einzelfall einem Zweck unter, so ist hier nun der Zweck nur noch das, was sich ergibt. Manchem geht dabei die Willkür des Interpreten zu weit,³⁵ weil mit dem Allgemeinen auch das Charakteristische aufgegeben scheint. In der Tat ist die Gefahr der Beliebigkeit bei diesem Verfahren groß. Aber vielleicht sucht sich die Pluralität möglicher Narrationen dabei doch wieder nur ihre eigenen Kontexte. Das ist nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern fast unvermeidlich.

34 Vgl. Rüdiger Zill: Der Umweg als Abkürzung. Anmerkungen zu einer Hermeneutik des Auflesens, in: Peggy Breitenstein, Volker Steenblock, Joachim Siebert (Hg.), Geschichte – Kultur – Bildung, Hannover 2007, S. 86–102.

35 Vgl. Hannelore Schlaffer: Ein Grund mehr zur Sorge. Hans Blumenbergs jüngste Veröffentlichungen, in: Merkur 470 (1988), S. 328–332.

HOLGER AFFLERBACH

Wie mein Vater Hitler in den Hintern trat

Eines Tages, irgendwann in den achtziger Jahren, erzählte mein Vater uns von einem eigenartigen Traum. Hitler war in unserem Wohnzimmer, saß auf einem Sessel und unterhielt sich mit ihm. Einer von Hitlers Schnürsenkeln war offen, deshalb stand er auf, stellte seinen Schuh auf die Couch und wollte ihn zubinden. Mein Vater war außer sich über diese Mißachtung seines edlen italienischen Ledermöbels, stand auf und trat Hitler mit voller Wucht ins Gesäß. Hitler drehte sich um, sagte nichts, warf einen wilden Blick auf meinen Vater und stürmte aus der Wohnung. Die Familie – meine Mutter, wir Kinder – lachten über den Vorfall.

Als mein Vater uns diesen Traum erzählte, war die erste Reaktion der Familie, ihn für vollkommen realistisch zu halten, da mein Vater in seine Ledercouch vernarrt war und jede

schlechte Behandlung dieses Prunkstücks streng ahndete. Doch Träume wurden in früheren Zeiten als Zeichen und werden von der Psychoanalyse heute als Nachricht des Unterbewußten gesehen. Und vielleicht könnten wir diesem Traum auch als Wendemarke für etwas anderes nehmen – nämlich als das Ende endloser Anmerkungen zu Hitler.

Natürlich, ein Traum sollte nicht überbewertet werden. Ich wünschte mir natürlich, mein Vater hätte Hitler tatsächlich in den Hintern getreten. In Wahrheit hat er ihn aber niemals in seinem Leben gesehen, obwohl es einmal fast dazu gekommen wäre. Hitler sollte ein Manöver besuchen und deshalb mit dem Auto in der Nähe von Rostock vorbeikommen, HJ und Jungvolk waren zusammengetrommelt worden, um ihm zuzujubeln, unter ihnen mein Vater. Doch der Führer kam nicht. Trotzdem war er, sehr zum Leidwesen meiner Mutter und meiner Schwestern, später ein sehr lebendiger Untoter. Jedes Sonntagmittagessen meiner Adoleszenz endete, unausweichlich, in einer Diskussion über den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg, allenfalls thematisch alterniert durch Anekdoten über die Härten der unmittelbaren Nachkriegsjahre. Die Bedrängnisse dieser Zeiten wurden in allen ihren Details ausgebreitet, wobei mein Vater, dabei genüsslich Zigaretten rauchend, dazu neigte, sich als ein Opfer chaotischer

Zeitumstände zu sehen – aus seiner individuellen Warte heraus absolut zu Recht, er war damals ein Kind und verschiedentlich in akuter Todesgefahr. Und außerdem neigte er dazu, Deutschland unterm Nationalsozialismus, ohne irgendetwas zu verteidigen, doch positiver zu beurteilen, als ich es, als sein Konterpart und Stichwortgeber in diesen Endlosschleifen, tat, und viel positiver, als wir es heute tun. Er berichtete, wie er und Schulkameraden für die Soldaten des Afrikakorps gesammelt hatten oder wie er russischen Kriegsgefangenen Zigaretten tabak zugesteckt hatte und dafür mit einer alten, abgegriffenen Silbermünze belohnt wurde, oder wie seine Flakbatterie ein Flugzeug abschoss, oder wie ein kleiner blonder Nachbarsjunge von einer Bombe zerfetzt wurde, oder wie er gegen Kriegsende eine Kugel ins Bein bekam, weil ein polnischer Soldat seine neuen Schnürschuhe haben wollte und er sie nicht schnell genug hergab. Mein Vater betonte, der Nationalsozialismus sei in vielem geradezu lächerlich gewesen, und er und seine Freunde hätten das schon damals so gesehen.

Über die Jahre drehten diese Unterhaltungen, mit denen mein Vater und ich meine Mutter und vor allem meine Schwestern folterten, durch die unausweichliche Wiederholung, durch die zunehmende Karikierung des Erlebten durch die Zuhörer ins zunehmend Klaukauhafte ab. Hitler und der Nationalsozialismus, die so unglaublich präsent in diesen Unterhaltungen waren, wurden langsam absurdisiert. Mein Vater, der ernsthaftere Unterhaltungen bevorzugte, machte gelegentlich auch das mit, aber es ging nicht von ihm aus, denn eigentlich ging es um anderes. Was vorher bei ihm durchklang, war eine durch Erkenntnis und Einsicht in das Schreckliche des Geschehens gebrochene Art nostalgischer Trauer über den schlechten Ausgang einer irgendwie, im Moment selbst, nicht als schlecht empfundenen Zeit.

Was dieses Gefühl brauchte, war ein kräftiger Tritt in den Hintern. Und wenn ich das Datum dieses Tritts zu verorten suche, dann war es genau in jener Zeit, da in der Bundesrepublik kritische Nostalgie in gnadenlose Abrechnung mit Hitler und seiner Epoche umschlug.

STANLEY CORNGOLD

«Da geht er, der Jude!»

Einen Teil meines Forschungsjahres verbrachte ich in Heidelberg, in der gemütlichen, mit Büchern vollgestopften Wohnung von Glenn Most im Unteren Faulen Pelz, gleich neben dem historischen Amtsgefängnis. Sieht man einmal von den Zurufen ab, die die Häftlinge an Wochenenden mit ihren Freundinnen austauschten, waren die Zimmer in diesem Adlerhorst von einer Dachwohnung ideal für geistige Arbeit. Und so begann ich, mir Gedanken über Hölderlins *Empedokles* zu machen, erhabene Gedanken, wie ich fand.

Es waren sonnige Tage, und ich machte es mir zur Gewohnheit, nachmittags die Stadt hinunterzujoggen, die Alte Brücke zu überqueren und dann auf der anderen Neckarseite den Hölderlinweg hochzutrabem. Das war so lange ein harmloses kleines Ritual, bis ich eines Nachmittags, als ich gera-

de die Kettengasse entlangjoggte, eine Stimme hinter mir rufen hörte: «Da geht er, der Jude!» Ich drehte mich entsetzt um und sah eine großgewachsene, dunkelhäutige Gestalt mit einer Kiste Leergut im Eingang eines Lokals stehen. Sieht aus wie ein «Araber», dachte ich mir, der Streit sucht.

Ich lief weiter. Von dem Vorfall abgelenkt, grübelte ich nicht mehr über den *Empedokles* nach, sondern darüber, was diesen Menschen wohl dazu gebracht haben könnte, mir so etwas hinterherzurufen. Der kurze Blick, den er allenfalls auf mein Gesicht erhascht haben konnte, durfte wohl kaum ausreichen, um mich als jüdisch zu identifizieren. Vielleicht aber erinnerte ihn mein hellblau-weißer Jogginganzug an die israelische Flagge und an das Volk, über dem sie weht?

Auch am nächsten Tag ging ich joggen – und befand mich gleich in einer Zwickmühle: Sollte ich denselben Weg nehmen wie bisher und dieselbe höhnische Bemerkung riskieren, gefolgt vielleicht von wütenden Handgreiflichkeiten? Aber nein, einschüchtern lassen würde ich mich nicht. Ich wollte den Weg nehmen, den ich gewohnt war, den Weg, den ich mir selber ausgesucht hatte. Ich war im Begriff, mich zu meinem furchtlosen Entschluss zu beglückwünschen, als ich erneut diese Stimme hörte, mich umwandte und wieder diese Gestalt mit ihren leeren Flaschen sah: «Da ist er wieder, der Jude!»

Ich war bestürzt. Ich lief noch eine Weile und kam dann wieder vom Hügel herunter. An diesem Abend rief ich die Jüdische Kultusgemeinde in Heidelberg an und schilderte den Vorfall. Ich fühlte mich bedroht, sagte ich. Ihre Antwort haben viele andere Menschen in ähnlichen Situationen auch schon zu hören bekommen: «Wir können nichts unternehmen, solange Ihnen kein physischer Schaden entstanden ist.» *Krankenhausreif geschlagen*, nehme ich an.

Als ich am nächsten Tag das Haus verließ, wusste ich nicht recht, was ich machen sollte. Diese Zwischenfälle beraubten mich der Freiheit, nach Belieben meinen Gedanken nachzuhängen. Da erblickte ich am oberen Ende der Straße zwei Polizisten.

Ich erzählte ihnen meine Geschichte, und einer von ihnen sagte etwas in dem hiesigen Dialekt, von dem ich nicht sicher war, ob ich es richtig verstand: «Könnte sein, dass er das sagt und in Ihrem Fall einen Volltreffer landete.» Ich bat die Polizisten, mich zu dem Lokal zu begleiten, in dem mein Quälgeist arbeitete, was sie aber ablehnten. Ich konnte mir keinen Reim auf das alles machen, wählte aber um meines inneren Friedens willen diesmal eine andere Strecke.

Am nächsten Tag stellte sich meine neue Putzhilfe vor. Es handelte sich um einen Studenten, der sich als ein muskulöser australischer Bursche und noch dazu – wer glaubt, wird selig – als

teilweise jüdisch erwies. Rasch waren wir uns einig, dass wir uns unverzüglich um diese merkwürdige Angelegenheit kümmern wollten.

Wir begaben uns zu dem Lokal. In ihrem düsteren Innenraum fühlte ich mich wie eine Figur aus einem James-Bond-Film. Mein großer muskulöser Freund, der dieses kleine Abenteuer dem Staubsaugen in meiner Wohnung ersichtlich vorzog, saß neben mir. Wir bestellten zwei Whisky, dann fragte ich die Bedienung beiläufig: «Arbeitet hier vielleicht jemand von arabischer Abstammung?» Sie fragte zurück: «Sie meinen Herrn So-und-so?» und nannte einen Namen aus dem Nahen Osten: «Er kommt ursprünglich aus dem Libanon.» Ich sagte, ich würde gerne mit ihm sprechen. Sie erwiderte, er sei nicht da. – Ist er ein hochgewachsener Typ?, fragte ich. – Sie meinen Herrn So-und-so? Nein, das ist der Besitzer, ein eher kleiner Mann. – Ist er in seinen Zwanzigern oder Dreißigern? – Nein, der ist schon ein älterer Herr. – Arbeitet hier sonst noch jemand aus dem Nahen Osten? – Nicht dass ich wüsste.

Unser Besuch endete ergebnislos. Dabei blieb es dann auch, und ich vermied jede weitere Konfrontation. Bald darauf verließ ich Heidelberg.

Ein Jahr später hatte ich das Vergnügen, mit Dieter Borchmeyer, einem Freund meines Freundes Walter Hinderer, in Heidelberg zu Mittag zu essen. Wir unterhielten uns angeregt

über eine Vielzahl von Themen; und da unser Restaurant ganz in der Nähe der Kettengasse lag, wurde ich an den Vorfall erinnert und erzählte ihm die Geschichte.

Borchmeyer sprang auf, ganz betroffen von dem, was ich ihm geschildert hatte. Er kannte die Kneipe; er kannte einige ihrer Stammgäste, vor allem einen Lokaljournalisten, einen Autor. Er sagte: «Der Sache gehen wir sofort auf den Grund.» Gute Idee, dachte ich.

Wir suchten das Lokal auf, das jetzt, gegen Ende der Mittagszeit, gut besucht war. Und Dieter Borchmeyer fand seinen Bekannten. Er erzählte ihm die Geschichte. Der Journalist wusste sofort, worum es ging. Die Person, die mir hinterhergerufen hatte, war ein stadtbekannter Gelegenheitsarbeiter, der in diversen Läden aushalf. Es handelte sich um einen Südafrika-

ner mit einem weißen Vater und einer schwarzen Mutter, der an einer psychischen Störung litt. Was Borchmeyer seinem Bekannten erzählt hatte, war für den nichts Neues. Der verwirrte Geselle hatte nämlich entdeckt, dass er vor allem dort, wo sich viele Menschen befanden, etwa in Bussen und Bahnen, nur ausrufen musste: «Da ist er – der Jude!», um Verwirrung, verärgerte Reaktionen und Empörung über seinen Unfug auszulösen. Dieter wandte sich zu mir: «Da haben wir die Erklärung.» Mir fiel die Vermutung des Polizisten wieder ein. Er hatte gar nicht im Konditional gesprochen: «Könnte sein, dass er das sagt ...» Seine Worte müssen vielmehr gelautes haben: «Das sagt er zu jedem; und in Ihrem Fall hat er einen Volltreffer gelandet.»

Aus dem Englischen von Michael Adrian

FRITZ J. RADDATZ

Der Mut der Feigen

Es ist der Spätherbst 1956. Eben, nach Niederschlagung des Budapester Aufstandes, wird die von mir in Ostberlin initiierte Oppositionsgruppe verboten, an deren Donnerstagsitzungen – vom Lyriker Erich Arendt über den Bildhauer Gustav Seitz bis zum Dramatiker Heiner Müller – etwa siebzig Intellektuelle teilnahmen. In meinem Büro des Verlages *Volk und Welt* kommt meine Sekretärin zu mir «Herr Schneider ist in der Anmeldung» – und pudert sich die Nase, weil sie mit meinem Freund Gerhard Schneider einen Flirt hat. Vier Minuten später ist nicht nur die Nase weiß. «Das ist gar nicht unser Schneider, das sind zwei...», der Satz endet nicht, es stehen die «Herren» in den berühmigten langen grauen Ledermänteln schon im Zimmer. Sie zeigen mir ihren Stasi-Ausweis. Ein knappes «Sie sind festgenommen». Rätselhafterweise geben sie mir die gewünschte Zeit: «Darf ich mich noch von meinem Verlagsleiter

verabschieden?» Zwei Zimmer neben dem meinen residiert Walter Czollek, jüdischer Remigrant aus Schanghai: Die ellenlange Narbe den ganzen Leib entlang, die von einer Nazi-Verhör-Tortur im Columbia-Haus (bevor ihm die Flucht gelang) herrührte und die er mir einst zeigte, habe ich nie vergessen. Wir sind, soweit das zwischen SED-Funktionär und parteilosem Programmchef möglich ist, befreundet; manchmal auch einvernehmlich zwinkeend. Als ich ihm einmal Arthur Koestler's *Darkness at Noon* zugesteckt hatte, kam das Taschenbuch in einem Couvert mit der Aufschrift «Dieses Buch habe ich nie gelesen» zurück. Jetzt stehe ich vor seinem Schreibtisch. «Sie sind da.» Mehr mußte nicht gesagt werden. Man wußte damals genau, wer «sie» sind. Walter Czollek zieht seine Schreibtischschublade auf, holt ein Päckchen chinesische Zigaretten heraus – seinerzeit nur für Bonzen erhältlich –, schiebt es über den Tisch mit den Worten «Sei dumm wie die Schlange» und bringt mich zur Tür. Der alte Jude weiß, es müßte heißen «Sei klug wie die Schlange». Er duldet die Verhaftung. Er gibt mir den Rat, mich dumm zu stellen. Er ist Genosse der Ledermäntel. Und er empfiehlt mir, sie zu belügen. Die Zigaretten helfen in der Haft. Häscher sind bestechlich. Und das Lügen verhalf mir zur Freilassung. Gepriesen sei der Mut der Feigen.

KURT W. FORSTER

Auf der Hut sein

Seit 1949 bemühte sich der amerikanische Architekt Philip Johnson (1906–2005), sein Erstlingswerk, das eben vollendete Glashaus in New Canaan (Connecticut), einer weiteren Öffentlichkeit und besonders Fachkollegen bekannt zu machen. Neugierige kamen genug, aber einen wirklichen *coup* landete Johnson, als er den Nestor amerikanischer Architekten, den 83-jährigen Frank L. Wright, zu einem Besuch bewegen konnte. Die elegante Erscheinung des Übervaters – ausgestattet mit seinen Markenzeichen Mantel, Stock und Hut – erschien zu verabreiteter Stunde und hielt plötzlich auf der Schwelle des ganz mit Glas ausgefachten Stahlrahmenbaus inne. Nachdem er eingetreten war und gefährlich mit seinem Stock gefuchelt hatte, stellte er einem verblüfften Hausmädchen die Frage: «Soll ich meinen Hut abnehmen oder aufbehalten?» Der Scherz wurde mit Lachen erwidert, und angeblich inspizierte der berühmte Architekt den Pavillon gewis-

senhaft. Obwohl Johnsons Vorbild Mies van der Rohe und nicht Wright war, muss der Besuch seinen Zweck erfüllt haben, denn die Frage, die Wright gestellt hatte, bestätigte nicht nur seine legendäre Unverblümtheit, sie ist vom Glashaus auch nach einem halben Jahrhundert nicht zu trennen.

Wie es sich für Anekdoten gehört, ist die Episode in unterschiedlichen Variationen überliefert. Stets geht es aber um den Hut und darum, auf der Hut zu sein, wenn man in ein modernes Glashaus eintritt, denn dort ist man auch unter Dach nicht von der Außenwelt getrennt. Das Auge schweift vielmehr durch die Bäume und ihre Spiegelungen, die sich nachts vervielfachen, wenn die hohen Stämme von Lampen angestrahlt oder vom Mondlicht beschienen und vom Ruf der Käützchen begleitet werden.

Nun war das Glashaus zugleich Johnsons Einstandswerk und ein verborgenes autobiografisches Fundstück. Er erläuterte es in der *Architectural Review* (1950) und führte seine Leser auf manche falsche Fährte, ließ aber auch durchblicken, dass der idyllische Anblick des Hauses an einen düsteren Umstand erinnere: er habe «lediglich einen Stahlrahmen mit Glashaut über die Reste eines abgebrannten Hauses gestülpt», eines Hauses, das «er einst in einem zerstörten Dorf gesehen habe». Im Tonfall eines Märchens rührte er an eine Erinnerung, die damals noch kein Jahrzehnt zurücklag, als er

nach dem deutschen Einfall in Polen allenthalben auf die verkohlten Reste abgebrannter Dörfer stieß.

Ist dieses Vexierbild auflösbar, das eine peinliche Verirrung des politischen Verstandes mit dem ersehnten Gefühl der Naturnähe und Entspannung verschränkt? Kaum, denke ich; aber man wird zumindest anerkennen, dass

Johnson es vorzog, sich in seiner gläsernen Laube nicht allein ungetrübtem Genuss sondern auch der verstörenden Erinnerung an seine eigenen Irrungen zu überlassen. Hut ab davor, auch wenn der Unterschied zwischen drinnen und draußen, zwischen Leben und Geschichte, schwer zu Buch schlägt.

ARNOLD STADLER

Beim Bauen auch ans Abreißen denken

I

Einst, es war bei uns zu Hause, eines Sonntagmorgens, da andere in die Kirche gingen und froren, wenn es Winter war, entschuldigte sich jener unfromme Mensch, unser Baumeister, immer mit dem Satz: «Lieber am Sonntagmorgen am warmen Ofen sitzen und an Gott denken als in der kalten Kirche sitzen und an den warmen Ofen denken.»

2

Damals wurde unser Baumeister, der zudem als faul galt und als Genießer – das waren Eigenschaften, die keine Unmöglichkeit waren, mit denen man jedoch in der Gegend, in die er ungefragt, wie könnte es anders sein, hineingeboren wurde, nichts werden

konnte –, von einem fast schon wütenden Bauherrn gefragt, warum er denn so schlampig arbeite. Er verstehe nicht, warum man, wenn man eine Arbeit auch gut machen könne, sie so schlecht mache.

Vielleicht handelte es sich bei ihm aber auch nur um einen Philosophen oder einen weisen Menschen, wenn er nun antwortete: *man müsse beim Bauen auch ans Abreißen denken.*

Das stimmte eigentlich. Er hatte recht. Das war wohl einer, der wußte, daß er eigentlich nur an zukünftigen Ruinen baute. Als wäre das seine Antwort auf seinen ganzen Pfusch gewesen.

Solche Sätze gefielen aber den Bauherren noch nie, schon gar nicht den auf Solidität und Bleiben ausgerichteten Oberschwaben, denn wer baut, lebt und will leben und denkt nicht an so etwas.

3

Folgendes – vielleicht auch das Gerüst für eine Anekdote – geht ebenfalls auf ein eigenes Erlebnis zurück:

Es war zu Beginn der achtziger Jahre. November, Freiburger Literaturtage. Ich saß zu Hause und hatte Fieber, konnte deswegen nicht zur Lesung von Ernst Jandl. Dafür hatte ich einen Freund, den Sie vielleicht sogar kannten. Ihn schickte ich mit der Bitte zur nachmittäglichen Lesung ins Rathaus, er möge für mich *Laut und Luise* signieren lassen.

Unverrichteter Dinge kehrte der Gute von der Lesung zurück. Jandl sei unmöglich gewesen. Er habe mit einer Piepsstimme und langem, zotelig schwarzem Haar gelesen, immer wieder fragend ins Publikum geschaut, als wären es Krautköpfe. – Also ist es jetzt so weit mit ihm! dachte ich; und ich weiß heute nicht mehr, ob ich den einen oder den anderen meinte.

Als ich aber am nächsten Tag die Badische Zeitung aufschlug, entdeckte ich das Photo mit Friederike Mayrö-

cker, die für ihren Freund eingesprungen war und aus eigenen Werken las, so die Bildlegende.

Daraus könnte eine Anekdote werden.

Schließen möchte ich mit einem kurzen Telefongespräch. Am Sonntagmorgen, zur Zeit, da früher die Leute in der Kirche waren, rief ich einen Freund und Schriftsteller (dieses Joint Venture ist möglich) an und fragte, was er heute mache: *Was machst Du heute?* Und er antwortete: *Gulasch.*

ROBERT DARNTON

Anekdotomanie

Blogging, heute und vor zweihundertfünfzig Jahren



Abb. 1

Viele Menschen haben heute den Eindruck, sie durchlebten eine Revolution von der Größenordnung derjenigen des Gutenberg-Zeitalters. Ein behagliches Gefühl ist das nicht. Eine Informationslandschaft, die sich vor unseren Augen verändert, bringt den Boden unter unseren Füßen ins Wanken. Wir werden mit Informationen in Form kleinster Partikel bombardiert – Soundbites, Flashbacks, Snippets, Tweets –, die auf unser Bewusstsein trommeln wie ein Platzregen auf die Windschutzscheibe und so jede klare Sicht verhindern. Wie soll man das alles verarbeiten?

Wir könnten uns vielleicht zunächst einmal den grundsätzlich fragmentarischen Charakter von Informationen bewusst machen, nicht nur in der heutigen Zeit, sondern auch in der fernen Vergangenheit. Hunderte von Jahren

vor dem Internet fesselte eine frühmoderne Form des Bloggens eine gewaltige Leserschaft mit genau der Art von Stoff, wie sie heute im *Drudge Report* oder in der *Huffington Post* zu finden ist: mit Skandalen nämlich. Natürlich zirkulierte auch jede Menge anderes Material durch die Kommunikationskanäle des 17. und 18. Jahrhunderts. Ich möchte mich jedoch trotz ihrer scheinbaren Trivialität auf die Verbreitung von Klatsch konzentrieren, weil sie uns viel über die Medien, die von ihnen übermittelten Botschaften und die Arbeitsweise von Informationssystemen verraten kann.



Zudem ist Klatsch nicht so trivial, wie man gemeinhin denkt. Wie sagte Stendhal? «Man stelle sich nur vor, dass das, was Narren als Klatsch verachten, in Wirklichkeit die einzige Geschichtsschreibung darstellt, die in diesem affektierten Zeitalter das wahre Bild eines Landes zeichnet. [...] Wir müssen alles sehen, alles erleben, eine Sammlung von Anekdoten anlegen.» Stendhal sprach hier über Anekdoten im Verständnis des 18. Jahrhunderts und über eine seinerzeit weitverbreitete Praxis, die Louis-Sébastien Mercier als «Anekdotomanie» bezeichnet hat (*Abb. 1*).

Die größte Klatschbase der Geschichte, der Urahn jener Pfifkuse, die hinter Blogs wie PerezHilton und Gawker stecken, war Pietro Aretino (*Abb. 2*). Er wurde im frühen 16. Jahrhundert durch seine Sonette berühmt, die er an die Statue einer Pasquino genannten Figur in der Nähe der Piazza Navona in Rom klebte (*Abb. 3a*).

Abb. 2




Abb. 3a und 3b

Die Sonette machten sich über Kardinäle lustig, die für die Papstwahl von 1522 kandidierten. Sie waren so erfolgreich, dass sie ein Genre begründeten: kurze, ehrenrührige Spottschriften, die unter dem Namen Pasquinade oder Pasquill bekannt wurden. Pasquinaden sind seit fünfhundert Jahren an öffentlichen Orten zu sehen. Die Statue Pasquinos dient in Rom auch heute noch als eine Art schwarzes Brett, und in Zeiten der Krise wie etwa während der Studentenunruhen von Mai und Juni 1968 tauchen hier überall auf den Mauern verleumderische Botschaften auf. Viele aktuelle Graffiti schreiben sich von Aretino her, und sie sind ein Beispiel für das zentrale Thema, das ich entfalten möchte: dass Informationen in Fragmenten in Erscheinung treten und sich in den Nischen einnisten, die die Umwelt ihnen bietet.

Die effektivsten Nischen heutzutage sind Websites, und das moderne Äquivalent zum Pasquill ist das Posten eines Blogs. Der

February 25th, 2010 // 84 Comments



 [View the Gallery / 4 Photos »](#)



RadarOnline reports "traditional marriage" crusader and former Miss California Carrie Prejean is living in sin with her fiancé Kyle Boller of the St. Louis Rams where they're no doubt eating shellfish. BURN THEM!:

Abb. 4

Vergleich hinkt; er ist sogar himmelschreiend anachronistisch. Dennoch möchte ich mit ihm zum Nachdenken über die Natur von Büchern anregen. Ich will auch gleich einräumen, dass Websites ganz unterschiedliche Arten von Informationen anbieten; nur eine kleine Zahl von Blogs ist auf die Verbreitung von Klatsch spezialisiert. Zudem kursierten Skandalgeschichten in der frühen Neuzeit nicht nur als Pasquill, sondern auch noch in vielen anderen Formen. Die allgemein üblichste war die sogenannte «Anekdote». Zunächst aber möchte ich einige Fälle anführen, in denen der Vergleich stichhaltig zu sein scheint – moderne Blogs also, die den Anekdoten des 18. Jahrhunderts ähneln. Meine Beispiele stammen aus neueren Postings im Netz sowie aus einer berühmten «gazette scandaleuse» aus dem Jahr 1771 namens *Le Gazetier Cuirassé, ou Anecdotes scandaleuses de la Cour de France* (Der geharnischte Gazettenschreiber oder Skandalöse Anekdoten vom französischen Hof).

Ich beginne mit einem typischen Posting aus einem Klatschblog, TheSuperficial.com: [Das für sein konservatives Familienbild bekannte Model] «Carrie Prejean lebt in wilder Ehe». Natürlich verfügt das Foto über eine Suggestivität, die die Macht des gedruckten Wortes übersteigt (Abb. 4). Doch betrachten wir die Schlagzeile einmal für sich genommen: «*RadarOnline reports 'traditional marriage' crusader and former Miss California Carrie Prejean is living in sin with her fiancé Kyle Boller of the St. Louis Rams where they're no doubt eating shellfish. BURN THEM!*»

Sie ist sehr kurz, ein Satz nur, wenn man von dem ironischen Dreh am Ende absieht: «Verbrennt sie!» Und sie benutzt Material aus einem anderen Blog, RadarOnline; beim Bloggen wird also oft Stoff aus anderen Quellen, darunter anderen Blogs, recycelt, was ich betonen möchte, weil eine derartige Wiederverwertung auch bei der Publikation von Anekdoten im 18. Jahrhundert gang und gäbe war.

Wir zitieren eine vergleichbare Anekdote aus *Le Gazetier Cuirassé*: «Man sagt, Mlle. Romans [eine verrufene Schauspielerin] werde M. de Croismare heiraten, den Leiter der Militärschule, der sechs Adjutanten aus der ersten Klasse seiner Schule abordnen wird, damit sie seine ehelichen Pflichten erfüllen.» Auch hier haben wir eine Kurzmeldung in einem Satz sowie eine implizite Be-

zugnahme auf Informationen aus einem anderen Medium, in diesem Fall der Gerüchteküche, die in Frankreich als «on dit» bekannt ist: man sagt... wie es heißt... es wird gemunkelt...

Der Vergleich ist nicht so stichhaltig, wie er sein könnte, da dem französischen Text die Bilder fehlen, und in modernen Blogs vermitteln nun einmal Fotos einen Großteil der Botschaft, etwa jenes von Perezhilton.com, mit dem der Bürgermeister von Las Vegas ins Lächerliche gezogen wurde, als er für das Amt des Gouverneurs kandidierte (*Abb. 5*). Sex und Politik boten den historischen Anekdoten eine so unerschöpfliche Quelle an Stoff wie den modernen Blogs. Öffentliche Figuren gaben immer eine gute Zielscheibe ab, auch wenn sich die Berichterstattung auf triviale Dinge kaprizierte.

Auf theawl.com macht sich etwa ein politischer Blogpost über die treuen Anhänger der britischen Labour-Partei lustig, indem er eine Zweisatz-Anekdote über einen eher unbedeutenden Vorfall erzählt – ein Labour-Abgeordneter wurde von einer Kuh verletzt. Was angeblich belegen sollte, dass in den letzten Jahren der Labour-Regierung wirklich alle, sogar die Tiere, an dem Punkt angekommen waren, an dem sie britische Politiker verabscheuten. Wir spiegeln das an einer Nachricht über ein Unglück, das einem ehemaligen Außenminister Ludwigs XV. zugestoßen sein soll: «Der Herzog von Prasl[in] hat sich, nachdem er sich beim Nägelkauen einen Finger abgebissen hatte, [eine Selbstvergiftung] zugezogen, die ihn binnen 24 Stunden dahinraffte.» Das hat fast schon die Knappheit eines Tweets.

Der Sexskandal um den Abgeordneten Anthony Weiner bescherte der Bloggerszene ihren großen Tag. Weiner hatte schlüpfrige Fotos von sich an eine Frau im Internet geschickt, kurz nachdem seine Frau schwanger geworden war (*Abb. 6*). Die Skandalmaschine erfolgt hier in Form eines schmutzigen Witzes. Ein vergleichbarer Versuch in obszönem Humor aus dem 18. Jahrhundert: «Der Graf von ... überraschte seine Frau in den Armen des Hauslehrers seines Sohnes. Woraufhin sie mit der Unverfrorenheit eines Höflings zu ihm sagte: «Wo waren Sie, Monsieur? Wenn ich meinen Junker nicht bei mir habe, begeben Sie sich in die Arme meines Lakaien». Sex zwischen öffentlichen Personen bietet den heutigen Bloggern einen unerschöpflichen Stoff. Nicht anders war

Abb. 5

Vegas Mayor Runs For Gov With Showgirl On Each Arm!

1/21/2010 7:00 PM ET | Filed under: Wacky, Tacky & True • Politik



Not only is **Mayor Oscar Goodman** of Las Vegas running for Governor with showgirls on his arm, but he used to be a defense attorney for the mob!

So, despite his non-traditional campaigning, he'll probably win!

For example, Goodman told a group of 4th graders that if he was stranded on a desert island, he's take a showgirl and a bottle of Sapphire Bombay Gin - a company he's been a spokesman for!

"I envision making my announcement to run for governor with showgirls on my arm. If they don't like it, they can vote for someone else, he told the Philadelphia Enquirer. "And if I'm governor, I'll cavort with showgirls and I'll keep drinking my gin and betting on anything that moves. I won't change!"

Lots of luck, Nevada!

Anthony Weiner Is Your New Topless Congressman

Abb. 6



Adrian Chen

Filed to: WEINERGATE 6/06/11 2:15pm

156,707 🔥 2 ★



Here's a new picture of a bare-chested Anthony Weiner, which a young woman says he emailed her on May 20, 2011. If you look closely, you can see Weiner and his wife, Huma Abedin, cuddling in a picture in the background. You can also see Weiner with Bill Clinton in the picture over his left shoulder. If only Weiner had caught Clinton's stare in the mirror's reflection—he may have reconsidered what he was about to do!

es im 18. Jahrhundert, zumal wenn sich die Verunglimpfungen gegen den höheren Adel und den Klerus richteten: «Der prince de Conti wurde von einem kleinen Mädchen namens die kleine F ... verwundet [d.h. er zog sich eine Geschlechtskrankheit zu]. Er hegt einen fürchterlichen Groll gegen seinen Wundarzt [d.h. den Gesundheitsinspektor seiner Mätressen).» Es gibt unzählige Parallelen im Privatleben öffentlicher Persönlichkeiten, die zweihundert Jahre voneinander trennen. Nehmen wir den zeitgenössischen Erotikstar im vorgerückten Alter. Und einen verwandten Artikel über Senioren-Sex im Paris des 18. Jahrhunderts: «Es heißt, der Vikar von St. Eustache sei mit der Diakonin der Barmherzigen Schwestern seiner Gemeinde in flagranti ertappt worden, was ihnen außerordentlich zur Ehre gereichen würde, da sie beide in ihren Achtzigern sind.»

Ich könnte noch zahllose weitere Beispiele anführen, möchte es aber mit den Vergleichen nicht übertreiben. Historiker finden immer Zeugnisse, die die Gegenwart der Vergangenheit angleichen. Sie erzeugen so einen trügerischen Eindruck von Kontinuität: *plus ça change et plus c'est la même chose*; je mehr Wandel, desto eher bleibt alles beim Alten. Ich will aber gar nicht behaupten, bei den Blogs des 21. Jahrhunderts handele es sich um dasselbe Phänomen wie bei den Anekdoten des 18. Jahrhunderts oder die Geschichte wiederhole sich durch das Internet. Ich möchte vielmehr die Unterschiede betonen, die den Ähnlichkeiten zugrundeliegen, um «Informationen» besser zu verstehen: nicht nur ihren fragmentarischen Charakter, sondern auch, wie diese Fragmente zusammenpassen. Skandale hat es immer gegeben, berichtet wurde über sie oft häppchenweise – in Form verstohlener Hinweise, hastiger Notizen auf Schmierzetteln, Bildern auf iPads. Doch sind diese Informationshäppchen nie isoliert zu betrachten. Sie kursierten in Kommunikationssystemen, die von den aktuell vorhandenen Medien gebildet werden und orts- und zeitspezifisch sind. Es lohnt sich schlicht deshalb, Blogs und Anekdoten zu untersuchen, weil wir mit ihrer Hilfe besser verstehen können, wie Informationen «funktionieren».

An dieser Stelle fehlt mir der Platz für weitere Anmerkungen zum Bloggen; daher möchte ich mit einem großen Satz ins Paris des 18. Jahrhunderts springen und mich zunächst dem damaligen



Verständnis der «Anekdote» zuwenden, die in der Untergrundliteratur – Werken wie etwa den *Anecdotes sur Mme la comtesse du Barry* – allgegenwärtig war. Im 18. Jahrhundert bedeutete «Anekdote» so ziemlich das genaue Gegenteil von dem, was mit dem Wort heute gemeint ist. Für uns sind Anekdoten kurze Schilderungen vergleichsweise trivialer Ereignisse, denen wir keine besonders hohe

Abb.7

Glaubwürdigkeit beimessen, wie schon die Wendung «anekdotische Evidenz» besagt, mit der wir Informationen bezeichnen, die nicht vertrauenswürdig oder unverbürgt und möglicherweise falsch sind. Im 18. Jahrhundert bezog sich der Ausdruck auf einen wahren Sachverhalt – auf etwas, das wirklich passiert war, aber geheim gehalten und unterdrückt wurde. Die Anekdote, so heißt es in der Standarddefinition des Wörterbuchs der Académie française, ist «ein besonderer geschichtlicher Sachverhalt, der von früheren Historikern ausgelassen oder unterdrückt worden war». Das erste Beispiel, das das Lexikon anführt, sind die *Anekdotas* des Prokopios. Samuel Johnson gab in seinem Wörterbuch eine ähnliche Definition: «Etwas noch Unveröffentlichtes, Geheimgeschichte. Heute nach französischem Vorbild für eine biographische Begebenheit, einen kleinen Moment des privaten Lebens gebraucht.»

Diderots *Encyclopédie* entwickelte diese Definition in einer Weise weiter, die ihre Implikationen aufdeckte: «Dieses Wort wird in der Literatur gebraucht, um auf die geheime Geschichte von Sachverhalten Bezug zu nehmen, die sich im Innersten der Kabinette oder Höfe von Fürsten und in den Heimlichkeiten ihrer Politik zutragen.»

Die «Heimlichkeiten ihrer Politik»: Im 18. Jahrhundert galt Politik als etwas Rätselhaftes oder Geheimnisvolles, das sich in «privaten» oder «geheimen» Kabinetten abspielte, im Privy Council, Conseil privé oder Geheimen Rat, und der Öffentlichkeit seinem Wesen nach verborgen bleiben sollte. Sie gehörte zu der geheimen Sphäre, die man als «Arcana Imperii» oder «le secret du roi» bezeichnete (Abb. 7).

Fast immer fällt in diesem Zusammenhang der Name des Prokopios, jenes byzantinischen Historikers aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr., und der *Encyclopédie*-Artikel verrät uns den Grund hierfür. In seinen offiziellen Historien überschüttete Prokop die zentralen Charaktere – Kaiser Justinian, dessen Frau Theodora und General Belisarius – mit Lob. Doch schrieb er auch Geheimgeschichten, *Anekdotas* genannt, die das schmutzige Privatleben derselben Personen bloßstellten und ihre persönliche Verworfenheit zur Erklärung der Dekadenz des Römischen Reichs heranzogen (Abb. 8).



Für Autoren und Leser im 18. Jahrhundert brachten «Anekdoten» einen Prokopschen Grundzug in der Historie zum Ausdruck – die wahre Geschichte jener geheimen Elemente, die den Gang der Ereignisse bestimmten. In der Praxis lief dies häufig auf Enthüllungen über die privaten Verhältnisse hinaus, die sich hinter den öffentlichen Angelegenheiten verbargen. Dutzende «Das private Leben von ...» erschienen im Laufe des 18. Jahrhunderts, Erzählwerke, die sich durchweg als geheime Geschichten in Form von Anekdoten gaben. Die beiden bekanntesten im vorrevolutionären Frankreich waren *Das private Leben Ludwigs XV. oder die wesentlichen Ereignisse, Besonderheiten und Anekdoten seiner Regentschaft* (1781) sowie die *Anekdoten über Mme. la comtesse du Barry* (1775).

Abb. 8

Das Vorwort zu dem Buch über die du Barry führte zum Begriff der Anekdote Folgendes aus: «Obwohl das vorliegende Werk eine ausgesprochen vollständige Lebensbeschreibung von Madame la comtesse du Barry enthält, hat der Verfasser es vorgezogen, ihm den bescheidenen Titel der *Anekdoten* zu geben, um jeden Anschein von Anmaßung zu vermeiden. Er hat sich damit von der formalen Ordnung und dem feierlichen Stil befreit, die ein repräsentativerer Titel erfordert hätte ... Niemand sollte jedoch glauben, er habe, indem er mühselig so viele [Informationen] zusammentrug, leichtfertig die stattliche Anzahl von Fabeln und Absurditäten übernommen, die über diese berühmte Kurtisane erzählt werden ... Wie sich zeigen wird, führt er Belege für alle seine Behauptungen an, von ihrer Geburt bis zu ihrem Rückzug [in ein Kloster]. Diesbezüglich hat er die akribischen Regeln eines Historikers befolgt.»

Solche Marketingsprüche nahmen die anspruchsvolleren unter den Lesern selbstverständlich nicht für voll. Zwar waren Anekdoten als verborgene Wahrheiten definiert, doch galten sie oft als Halbwahrheiten. Tatsächlich stellten sie sich auch so dar und stachelten die Neugier der Leser mit einem Augenzwinkern oder mit Andeutungen an, die für das rhetorische Spiel bestimmter Formen von Trivallliteratur im 18. Jahrhundert bezeichnend waren. In einer französischen *chronique scandaleuse* finden wir einen Hinweis, der den Leser mit ironischem Unterton informiert: «Zur Hälfte ist dieser Artikel wahr.» Zu welcher Hälfte? Die Entscheidung lag beim Leser.

Woher stammten die Anekdoten? Aus Klatsch, Gerüchten und dem, was die Franzosen «öffentliche Gerüchte» nannten, «bruits publics». Wie die Londoner Kaffeehäuser bildeten die Pariser Cafés die entscheidenden Nervenzentren eines mündlichen Kommunikationssystems (Abb. 9). Das französische Gegenstück zum englischen «paragraph man» war der «nouvelliste», ein Übermittler von Neuigkeiten, der in einem Café – oder an einem anderen Verbreitungspunkt wie einer bestimmten Bank im Jardin du Luxembourg oder dem Krakauer Baum im Garten des Palais Royal – Posten bezog, um Anekdoten aufzuschnappen (Abb. 10).

Dort notierte er die neueste Pikanterie auf einem Stück Papier, um sich, sobald er einen reichlichen Vorrat beisammen hatte, in



seine Mansarde zurückzuziehen und die Anekdoten in Gazetten zu übertragen, die unter der Bezeichnung «nouvelles à la main» bekannt waren. Diese handschriftlichen Nachrichtenblätter wurden dann abgeschrieben und an Subskribenten in ganz Frankreich und im restlichen Europa verkauft.

Das Ganze war illegal, aber so weit verbreitet, dass die Polizei gemäßigte «nouvellistes» gewähren ließ und gelegentlich sogar mit ihnen kollaborierte. Ein Protegé der Polizei, ein Schreiberling namens Foulhioux, betrieb sein Geschäft von einem bestimmten Tisch im Café du Caveau aus, einer der größten Gerüchteküchen von ganz Paris. Nachdem er einmal etwas veröffentlicht hatte,

Abb.9



Abb. 10

was den Mächtigen in Versailles missfiel, erschien ein Polizeiinspektor an seinem Tisch und schleppte ihn mit in die Bastille. Bei seinem Verhör verteidigte er sich damit, er habe lediglich aufgeschrieben, was alle sagten, und seine Gazette sei nicht mehr als «das Echo öffentlicher Gerüchte».

Ich erwähne diesen Fall, weil er die Bedeutung der mündlichen Kommunikation als Nachrichtenquelle veranschaulicht. Streng genommen konnten Informationen über die aktuelle Politik nicht im Druck erscheinen; Frankreich kannte nichts, was mit der kein Blatt vor den Mund nehmenden englischen Presse vergleichbar gewesen wäre. Es gab zwar Zeitungen, doch konnten sie keine

Staatsangelegenheiten behandeln; die waren Sache des Königs. Zeitungen brauchten ein königliches Privileg und unterlagen strenger Zensur. 1780 wurden 15 französischsprachige Journale jenseits der französischen Grenzen veröffentlicht und mit offizieller Erlaubnis im Königreich verbreitet, aber auch sie unterlagen der Zensur oder wurden mit Sanktionen wie dem Ausschluss vom Postsystem belegt.

Die handgeschriebenen «nouvelles à la main» waren die wichtigste Schwachstelle in diesem streng überwachten System. Sie gehörten zu einem eigenständigen System der Untergrundinformationen, dessen entscheidendes Element die Anekdote darstellte – eine witzige Bemerkung, ein Knittelvers, eine Pikanterie, festgehalten auf einem Schmierpapier. Wenn die Polizei einen «nouvelliste» verhaftete, filzte sie ihn in der Bastille und beschlagnahmte diese Notizen.

Diese Informationsbruchstücke waren in Paris so populär, dass Menschen sie in Journale übertrugen oder in Sammelbücher einklebten, von denen ich in verschiedenen Archiven Hunderte von Exemplaren ausfindig gemacht habe – tatsächlich so viele, dass wir die französische Anekdote meiner Meinung nach als einen Gegenstand betrachten sollten, der eine ernsthafte Untersuchung lohnt. Wenn wir nämlich den Weg, den die Anekdoten genommen haben, gleichsam wie den von Blutkörperchen im Blutkreislauf verfolgen, können wir nachvollziehen, wie Informationen von mündlichen in schriftliche Kommunikationskanäle übergangen und schließlich im Druck erschienen. Die handgeschriebenen Nachrichtenblätter wurden oft an Druckereien außerhalb Frankreichs geschickt, chronologisch aneinandergereiht, als Buch gedruckt und zurück ins Königreich geschmuggelt, wo sie im Untergrundbuchhandel weggingen wie warme Semmeln. Das berühmteste dieser Werke, die *Memoires secrets pour servir à l'histoire de la république des lettres en France* («Geheime Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Gelehrtenrepublik in Frankreich»), kam auf 36 Bände und wurde von einem Zeitgenossen als eine «Abfolge von Anekdoten» beschrieben, «an denen jedermann Gefallen finden sollte: Die Öffentlichkeit liebt es nämlich, die Fürsten in ihrer Torheit und Schwäche zu sehen».

Anekdoten folgten insofern immer dem gleichen Verbreitungsmuster und gingen durch die drei wichtigsten Medien der damaligen Zeit. Eine aufmerksame Lektüre enthüllt oft Spuren dieses Verbreitungsprozesses am Endprodukt, dem gedruckten Buch – selbst im Fall der Biographien in Buchlänge mit der Genrebezeichnung «Privatleben». Schauen wir uns etwa ein Exemplar des *Vie privée de Louis XV* genauer an. Von außen bietet das Werk einen stattlichen Anblick: vier gediegene Bände, oft in ansprechendes Kalbsleder gebunden, die die ganze Geschichte des Königreichs und das Leben des Königs zwischen 1715 und 1774 nacherzählen. Bei näherer Betrachtung jedoch erweist es sich als eine Collage von Anekdoten, die aus anderen Werken abgekupfert und so zusammengeschustert wurden, dass sie eine kontinuierliche Erzählung ergaben.

Zudem war dieses Buch nicht nur eine Kombination aus mehreren Vorlagen, sondern es gab seinerseits Fragmente an weitere Werke ab, vor allem an eine Geschichte der Regentschaft Ludwigs XV. in zwei Bänden, den im Jahr darauf erschienenen *Les Fastes de Louis XV* («Die Annalen Ludwigs XV.»). Der anonyme Verfasser dieser Annalen bediente sich bei den anstößigsten Passagen von *Vie privée de Louis XV*, ergänzte sie um Bestandteile, die er aus anderen Büchern, darunter *Le Gazetier Cuirassé*, geklaut hatte, würzte sie mit ein wenig eigener Prosa, mischte alles gut durch und servierte das Ganze als ein neues Werk. Er hielt mit seinem literarischen Diebstahl dabei auch nicht hinterm Berg, wie er im Vorwort selbst einräumt: «Wie er [der Autor des *Vie privée de Louis XV*] tragen wir zusammen; wir sind Freibeuter; und wie viele andere betrachten wir alles Gute als unsere legitime Beute.»

Diese Bemerkung zeigt, wie üblich es unter den Pariser und Londoner Skribenten des 18. Jahrhunderts war, sich aus anderen Werken zu bedienen. Die Bezeichnung «Plagiat» wird ihrer Methode, Bücher zu machen, kaum gerecht. Wir haben es hier mit einem Prozess zu tun, bei dem Fragmente aus anderen Texten herausgebrochen und neu zusammengesetzt wurden, mit einer kreativen *Bricolage*. Die herkömmlichen Vorstellungen von «Autor» und «Buch» passen nicht auf diese frühneuzeitliche Form der literarischen Produktion.

Sie sind genauso unpassend für die digitale Zukunft, zumindest

für die Zukunft, die der Wissenschaftsautor Kevin Kelly beschreibt: «Wir werden neue Bücher aus dem Stückwerk zusammenstoppeln, das wir aus alten herausklauben. Sobald sie digitalisiert sind [...], lassen sich Bücher in einzelne Seiten zerlegen oder noch weiter reduzieren, nämlich auf Ausschnitte aus einer Seite. Diese Ausschnitte werden zu neuarrangierten Büchern remixed.» Wie Lawrence Lessig von der Harvard Law School schreibt: «Wir leben in einer durch die Technologie ermöglichten ›Cut and Paste-Kultur.‹» Lessig versteht das dezentralisierte Filesharing als Beispiel für die Bricolage, die vielen Formen von Kreativität innewohnt, der Walt Disneys und Bob Dylans ebenso wie der Shakespeares. Marcus Boon, Professor für Englische Literatur an der York University in Toronto, spitzt dieses Argument in seinem unlängst erschienenen Buch *In Praise of Copying* weiter zu. Er betrachtet Fragmentierung und Montage als ein Hauptinteresse der zeitgenössischen Kultur und beschreibt das Kopieren als einen «elementaren Bestandteil des Menschseins». Für frühere Kritiker wie Walter Benjamin oder Roland Barthes entsprach der fragmentarische Charakter der Literatur der modernen Weltwahrnehmung, ohne dass sie auch nur im Traum an die technischen Möglichkeiten von Informatik und Internet gedacht hätten, die Copy-and-Paste oder Mix-and-Mash heute zu allgemein zugänglichen Erfahrungen machen. Wenn man allerdings bedenkt, wie hemmungslos im 18. Jahrhundert kopiert wurde, neigen wir vielleicht dazu, die Kluft zwischen der frühneuzeitlichen und der postmodernen Welt zu überzeichnen.

Um auf die Schreibgewohnheiten im Ancien Régime zurückzukommen, möchte ich anregen, dass wir uns die Autoren von Werken wie *Vie privée de Louis XV* in einer Dachkammer an einem mit Büchern, handgeschriebenen Nachrichtenblättern und Notizen übersäten Tisch vorstellen (Abb. 11). Aus diesem Wust an Materialien wählten sie einzelne Stücke aus und ordneten sie neu an, um neue Bücher zu komponieren. Die Bücher selbst waren dabei fast nebensächlich, insofern das wichtigste Element für diese Art von Literatur das Fragment, das Informationsbruchstück war, das sich endlos recyceln ließ. Mein Vorschlag wäre, die Literaturgeschichte neu zu denken und mit dem Begriff der Fragmentierung anzufangen.

Mir ist natürlich bewusst, dass dieser Vorschlag vor allem skandalträchtige anonyme Werke betrifft, nämlich jene, die sich aus Anekdoten zusammensetzten. Diese Literatur jedoch war von enormem Umfang, und ich habe genug von ihr gelesen, um zu der Überzeugung zu gelangen, dass ihre systematische Erforschung aufzeigen würde, wie Anekdoten mündliche, schriftliche und gedruckte Quellen durchliefen, dabei zugespitzt wurden und letzten Endes eine Form von politischer Folklore bildeten, die ein kollektives Bewusstsein vom Wesen der französischen Monarchie am Vorabend der Revolution vermittelte.

Als letztes Beispiel zitiere ich eine Anekdote aus der Zeit von Madame du Barrys Leben, die zutiefst bezeichnend für die kollektive französische Vorstellungskraft war. Aus ihr lässt sich erschließen, wie die Öffentlichkeit im Allgemeinen du Barrys Dominanz über den König einschätzte. Sie erscheint unter dem Datum des 20. März 1773. «Überall ist von einem Vorfall die Rede, den die Höflinge genau registriert haben und der beweist, dass Mme la comtesse du Barry bei ihrem königlichen Liebhaber nichts an Gunst oder Vertrautheit eingebüßt hat. Seine Majestät schätzt es, sich seinen Kaffee selbst aufzubrühen, um sich bei dieser harmlosen Beschäftigung von den schweren Anforderungen des Regierens abzulenken. Als jüngst der Kaffeekeessel auf dem Feuer stand und die Aufmerksamkeit Seiner Majestät von etwas anderem abgelenkt war, begann der Kaffee überzukochen, und die schöne Favoritin rief aus: «Heda Frankreich! Aufgepasst, dein Kaffee macht sich vom Acker [fout le camp]!» Wie man sagt, ist der Titel Frankreich die vertrauliche Benennung, die diese Dame in den [privaten] petits appartements [von Versailles] gebraucht. Solche Details sollten niemals nach außen dringen, und doch sickern sie durch die Boshaftigkeit der Höflinge durch.»

Diese Anekdote, die den Weg vom mündlichen Klatsch über handgeschriebene Gazetten in einen Buchbestseller fand, zeigte die Monarchie in einem billig-geschmacklosen und lächerlichen Licht – nicht nur, weil sie die Vulgarität der königlichen Geliebten betonte, die, wie sie unterstrich, einmal eine Hure gewesen war, sondern auch, weil häusliche Bedienstete oft nach ihren Heimatprovinzen benannt wurden; indem sie den König «la France» nannte, behandelte du Barry ihn wie ihren Lakaien.



Abb. 11

Bildnachweis: Abb. 1: «Le nouvel-
liste sans argent», Print made by
Maloeuvre fils 1814, © Trustees of
the British Museum. – Abb. 2: «Pie-
tro Aretino», Tizian, 1545, Palazzo
Pitti, Florenz. – Abb. 3a: Pasquino,
Piazza Navona, Rom, Photogra-
phie: Jonathan Rome, Creative
Commons. – Abb. 3b: Bruno Bar-
bey, Halle des Institut d'Etude Po-
litique, Paris 1968 (Ausschnitt),
© Magnum Photos, aus: Bruno Bar-
bey – 68 (Ausstellungskatalog),
2008. – Abb. 4: Screenshot: [http://
www.thesuperficial.com/carrie_
prejean_is_living_in_si-02-2010](http://www.thesuperficial.com/carrie_prejean_is_living_in_si-02-2010). –
Abb. 5: Screenshot: [http://perezhil-
ton.com/2010-01-21-vegas-mayor-
runs-for-gov-with-showgirl-on-
each-arm](http://perezhill-ton.com/2010-01-21-vegas-mayor-runs-for-gov-with-showgirl-on-each-arm). – Abb. 6: Screenshot: [http://gawker.com/5809031/antho-
ny-weiner-is-your-new-topless-con-
gressman](http://gawker.com/5809031/anthony-weiner-is-your-new-topless-congressman). – Abb. 7: «The Coffehous
Mob», Print made by Anonymous,
1710, © Trustees of the British Mu-
seum. – Abb. 8: «The Art and Mys-
tery of Printing Embleatically
Displayed», Print made by Ano-
nymous, 1732, © Trustees of the
British Museum. – Abb. 9: «Inté-
rieur d'un Café. Année CH. M. DCC
LXIII», Graveur: Louterbourg,
© BNF Paris. – Abb. 10: «Les Nou-
vellistes», Print made by Ano-
nymous, 1775–1785, © Trustees of
the British Museum. – Abb. 11:
«The Distrest Poet», Print made by
William Hogarth, 1737–1740, ©
Trustees of the British Museum.

Die Anekdote vom überkochenden Kaffee ist eine der bekann-
testen des Ancien Régime und im kollektiven Gedächtnis immer
noch lebendig.

Die Botschaft, die ich vermitteln möchte, betrifft den fragmen-
tarischen Charakter von Informationen sowie die Verfahren, mit
denen sie in Kommunikationssystemen wiederaufbereitet wer-
den. Diese Systeme haben sich im Laufe der Geschichte immer
wieder enorm verändert. Ich behaupte also nicht, dass es sich bei
Anekdoten aus dem 18. Jahrhundert und Blogs aus dem 21. Jahr-
hundert um ein und dasselbe Phänomen handelt. Ich behaupte
vielmehr das Gegenteil: Indem wir ihre Ähnlichkeiten feststellen,
können wir ihre Unterschiede verstehen. Sie haben eine gemein-
same Eigenschaft, die Fragmentierung, vermitteln ihre Botschaf-
ten aber durch die Art und Weise, wie sie in grundverschiedenen
Informationsumwelten als Fragmente funktionieren. Wenn wir
die Blogosphäre berücksichtigen, können wir einen Aspekt der
Geschichte der Kommunikation würdigen, der noch nie unter-
sucht, ja auch nur bemerkt worden ist.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

CHRISTIAN MEIER

Im Gegenlicht

Im Frühherbst 1981 war Wolf Jobst Siedler von Berlin herübergekommen – wir wollten die Bebilderung meines *Caesar* besprechen. Abends Einladung bei einem Kollegen, der einen weiteren Kollegen dazu geladen hatte. Siedler erzählte von einem Abend, an dem Johannes Gross, Joachim Fest und er, wohl beim Wein zu vorge-rückter Stunde, Albert Speer gefragt hatten: Was aus ihnen wohl geworden wäre, wenn das Dritte Reich gesiegt hätte? Antwort: Einer wäre Leiter des Rundfunks in den besetzten Ost-gebieten geworden. Der zweite Chef des Franz Eher Verlages der NSDAP.

Was der dritte, konnte er sich nicht entsinnen.

Ich habe später nachgebohrt und zur Antwort bekommen: Ein hoher SS-Of-fizier, der stets mit dem Gedanken an einen Putsch umgegangen sei, ihn aber nicht ausgeführt habe.

In der Abendgesellschaft, es ist wie gesagt lange her, tendierte man dazu, daß man «natürlich» bei Fortdauer des Regimes versucht hätte, etwas zu wer-den – bis auf einen jungen Archäolo-gen, der schweigend und staunend da-bei saß.

ULRICH RAULFF

Kaiser, Kind und Krone

Der Versuch, den damals seit zwei Jahren amtierenden und für das Feuilleton zuständigen Herausgeber der F.A.Z. abzulösen, wurde gleichzeitig von zwei Seiten unternommen. Der Angriff von außen erfolgte am 13. Mai 1996 mit einem Artikel im «Spiegel», der alles zusammentrug, was dazu dienen mochte, den Beschriebenen moralisch zu diskreditieren: von der undurchsichtigen Siegener Promotion über den kreativen Umgang mit der eigenen Biografie bis zur zeitgemäßen Spielart des Cäsarenwahns.

Der Angriff von innen begann am selben Morgen in der Redaktionskonferenz und sollte bis zum Mittwochabend, zwei Tage später, an Heftigkeit zunehmen. An einen normalen Zeitungsbetrieb war nicht mehr zu denken. Der Feuilletonchef genoss einen Studienurlaub in Rom und zog es vor, im Schatten der Engelsburg zu verweilen. Sein Stellvertreter machte das Blatt mit älteren Stücken aus dem Stehsatz und rang sich jeden Tag eine verzweifelte Glosse ab. Niemand aus der Redaktion schrieb mehr, nur gelegentlich kam der Text eines Korrespon-

denten herein, den der Sturm des Aufstands noch nicht erfasst hatte. Auf den Gängen der Redaktion sah man Kollegen mit bleichen, aber gefassten Gesichtern von einem Büro zum anderen eilen wie Stewards, die auf einem untergehenden Schiff die Passagiere auf den Ernstfall einstimmen. Schwimmwesten waren für den vorliegenden Fall nicht vorgesehen, aber ein Gefühl des Sinkens breitete sich aus. Bei einigen, die sich von der Ablösung des Herausgebers eigenes Avancement versprochen, allerdings auch ein Gefühl des Steigens.

Am Mittwochabend, so wollte es der Plot, sollte das Vorgehen, eine Mischung aus Volksaufstand, Misstrauensvotum und Ermattungsschlacht, seinen Höhe- und Wendepunkt erreichen. Für den Nachmittag waren die Reichsstände einberufen, der alljährliche Jour fixe des Feuilletons, der neben den Redakteuren auch die Korrespondenten und die festen freien Mitarbeiter zusammenführte, um die sechs Dutzend Journalisten, die bei dieser Gelegenheit programmatische Worte ihres Herausgebers erwarteten. An diesem Abend sollten sie, so der Plan, etwas weit Ungewöhnlicheres, ja in der Geschichte der Zeitung Einzigartiges erleben: einen letzten, gut orchestrierten Sturm der Empörung vonseiten der Redaktion. Und dann den Rücktritt eines Mannes, der einsähe, dass seine Legitimation verloren war: Das Spiel ist aus.

Der Schauplatz für die symbolische Enthauptung, die «Krone» in Assmannshausen, war trefflich gewählt. Vor den Fenstern des traditionsreichen Gasthauses mit seiner dunklen Vertäfelung und seinen roten Samtvorhängen, deren Falten gehörig Platz für Dolche tragende Verschwörer boten, zitterte die Nachmittagssonne über der goldenen Flut des Stroms, und vom gegenüberliegenden Bingerer Ufer grüßte der Sankt-Rochus-Felsen, auf dessen Höhe die Mutter den kleinen Stefan George der Sonne entgegengehalten hatte. Über den Türen der Gasträume der «Krone» hingen präparierte Hirschköpfe mit mächtigen Geweihen wie um anzudeuten, dass schon über manch anderen Gewaltigen die Zeit hinweggegangen war: Sic transit...

Vor das dramatische Finale hatte die Tradition des Jour fixe einen gemeinsamen Ausflug mit Besichtigung gesetzt. In den Augen der zur Tat drängenden Verschwörer ein unliebsamer Aufschub, in denen des erhabenen Delinquenten eine Reihe letzter Zigaret-

ten und fieberhaft per Taschentelefon versendeter Kurznachrichten. Der Ausflug führte zum Niederwalddenkmal oberhalb von Rüdesheim. Von droben, wo die Germania dem Erbfeind mit der Rechten die Kaiserkrone und mit der Linken die scharfe Klinge zeigt, schweifte der Blick der Versammelten weit über den Rhein nach Westen, während über dem Denkmal die Vögel der nahe gelegenen Adlerwarte kreisten, um Teile des monumentalen Bildprogramms gleichsam in lebendige Aviatik zu überführen.

Hier geschah es nun, dass einer der kreisenden Vögel sich entleerte und mit der Fülle seines Exkrementes die Schulter des Herausgebers bedeckte. Das spottlustige Gelächter der versammelten Redakteure verstummte, als den historisch und mythologisch Gebildeten klar wurde, dass dies ein Götterzeichen war, das dem Erwählten höhere Gunst bedeutete. Die Augen hatten nicht geirrt, der Abend verlief undramatisch, und der nächste Morgen sah den Herausgeber im Amt, getroffen, aber nicht versenkt.

CAROLINE BYNUM

Aura der Reproduktion

Im Frühjahr 1963 besuchte ich im ersten Jahr meiner Promotion an der Harvard University ein Oberseminar zum französischen Steuerwesen im 14. Jahrhundert. Geleitet wurde es von dem Mediävisten Charles Taylor, der im darauffolgenden Jahr in den Ruhestand treten sollte. Im Unterschied zu anderen Seminaren, in denen sich oft schlecht vorbereitete Studenten damit abmühten, ihre eigenen Forschungsthemen zu finden, arbeiteten wir in Professor Taylors Kurs alle am selben Sujet: der Einberufung der Generalstände im Jahre 1321. Unsere Aufgabe bestand darin, alle einschlägigen Dokumente ausfindig zu machen, zu übersetzen und in wöchentlichen Aufsätzen zu analysieren, wobei wir am Ende des Semesters zu gemeinsamen Ergebnissen kommen sollten. Und so

verbrachten wir, nachdem wir die Dokumente eruiert hatten, alle eine Menge Zeit miteinander, um seitenweise Material aus Folianten abzuschreiben, die zu groß und zu selten waren, als dass man sie aus der Bibliothek hätte mit nach Hause nehmen dürfen.

Das Seminar war etwa zur Hälfte um, als ich im Keller der Widener Library auf ein mir zuvor unbekanntes Zimmer für «Fortpflanzungsdienste» stieß; «Reproduction Services» jedenfalls verkündete das Schild an der Tür. War ich zunächst verwundert darüber, dass die Gynäkologie von der medizinischen Versorgung in die Bibliothek umgezogen sein sollte, stellte ich bald fest, dass sich in jenem Zimmer eine wunderbare Maschine befand, die mittels irgendeines fotografischen Prozesses für fünfundzwanzig Cent pro Seite Bücher kopierte. Ich machte die anderen Seminarteilnehmer auf meine Entdeckung aufmerksam, und mit einer gewissen Bangigkeit überlegten wir, ob uns Professor Taylor, vor dem wir erheblichen Respekt hatten, erlauben würde, diese Abkürzung zu nehmen. In der nächsten Seminarstunde schnitten wir das heikle Thema an. Taylor hatte von der Wundermaschine noch nie etwas gehört und verspürte Aufklärungsbedarf. Nach längerer Diskussion jedoch richtete er sich zu voller Größe auf, griff in seine Tasche und zog eine Handvoll zerknitterter Geldscheine hervor. «Von mir aus geht das in Ordnung, aber für Doktoranden ist

es viel zu teuer. Sie können nur davon Gebrauch machen, wenn Sie mich dafür zahlen lassen.»

Diese Geschichte handelt vom zeitlosen Wert der Güte. Sie deutet aber auch zwei Gegensätze zwischen ihrem spezifischen historischen Moment und unserer Gegenwart an. Als Momentaufnahme aus den Anfängen jener technologischen Neuerungen, die sowohl die Forschung als auch das Publikationswesen im Laufe der vergangenen fünfzig Jahre so tiefgreifend verändern sollten, zeigt sie, dass die Mühelosigkeit des Erlangens und Reproduzierens von Materialien gerade die Zusammenarbeit untergraben kann, die sie doch angeblich erleichtern soll. Nachdem wir Studierenden unsere eigenen fotokopierten Seiten hatten, saßen wir nicht länger zusammen, um die Dokumente abzuschreiben und zu diskutieren. Jetzt nahmen wir sie vielmehr mit nach Hause, wo wir sie auf individuelle und konkurrierende Weise studierten. Auch glaube

ich, dass kein Professor und keine Professorin heute seinen oder ihren Studierenden Dollarnoten in die Hand drücken würden, um Fotokopien zu bezahlen. Und zwar nicht nur deshalb, weil die Studierenden im 21. Jahrhundert von ihren Universitäten finanziell besser unterstützt werden als unsereiner im Jahr 1963. Sondern auch, weil die heutigen, scheinbar egalitäreren Beziehungen zwischen amerikanischen Studierenden und Lehrenden umfangreichere Regeln und Vorschriften erfordern. Heute erschiene Professor Taylors Geste gönnerhaft, vielleicht sogar verwerflich. Dass er so gütig war und wir seine Güte annehmen konnten, wurde paradoxerweise durch ein klares, aber unausgesprochenes Gefühl für die Distanz zwischen den Generationen und Status ermöglicht – ein Gefühl, so altmodisch wie unsere Unsicherheit über die Angemessenheit des Kopiergeräts.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

WALTER BURKERT

Einbruch des Kentauren

Es war 1973, als an der Universität Urbino unter dem Präsidium von Bruno Gentili ein internationaler Kongreß zum Thema «Mythos» stattfand. Es drängte damals gerade der von Claude Lévi-Strauss an Indianermythen entwickelte «Strukturalismus» in die internationale Welt (*Anthropologie Structurale*, 1958; *Mythologiques* I, 1964), besonders durch die englischen Übersetzungen (1963, 1969). Strukturalismus löste die anschaulichen und auch wirren Erzählungen in Antithesen, Umkehrungen, logische Proportionen auf. Gleichzeitig war in Italien vor allem durch Angelo Brelich (*Paides e Parthenoi* 1969; 1977) ein neuer, breiter Zugriff auf die traditionelle Mythologie gestartet worden, der soziologische und ethnologische Dimensionen mit den alten historisch-philologischen Methoden vereinte. Der Kongreß in Urbino zielte darauf,

die «école française» mit der «école italienne» in Kontakt zu bringen. Angelo Brelich kam im Gefolge von Giulia Piccaluga und Ileana Chirassi Colombo. Paris war durch mehrere Kenner des Lévi-Strauss'schen Strukturalismus vertreten. Dazu war auch Geoffrey S. Kirk geladen, der in seinem Buch *Myth* (1970) das Scheitern aller umfassenden Mythos-Theorien dargetan hatte. Von Lévi-Strauss her, aber auch von den «italienischen» Interessen und von Kirks Darstellungen her stand das Thema «Natur versus Kultur» im Raum; dies bedeutete ein besonderes Interesse für Zwischenwesen, wie sie in der griechischen Mythologie sich aufdrängen, etwa die Kentauren.

Auch ein französischer Psychoanalytiker war zugegen – die Freudsche Psychoanalyse war damals, in verschiedenen Ausprägungen, auf dem Höhepunkt ihres Einflusses; und er kam zu Wort: «Je ne sais pas si l'on s'est posé la question, comment un centaure peut faire l'accouplement.» Es folgten Andeutungen über die Position der weiblichen Partnerin, auf allen Vieren? Da erhob sich Unruhe bei den archäologisch versierten Kollegen im Publikum. Ein archaischer Kentaur der griechischen Kunst ist bekanntlich ein normaler Mann mit angehängtem Pferde-Hinterteil. Und Geoffrey Kirk schritt entschlossen zur Tafel (so etwas gab es damals noch) und zeichnete mit Kreidestrichen einen archaischen Kentaur, einschließlich des

männlichen Glieds am rechten Platz; nach einem Moment des Zögerns wischte er allerdings diesen Körperteil gleich wieder ab.

Im Saal aber erhob sich ein wahrhaft homerisches Gelächter, das mehrere Minuten anhielt und jede andere Äußerung überdröhnte. Der vitale Im-

puls hatte alle scharfgestochenen Distinktionen und Konstruktionen, ob historisch oder struktural, hinweggefeht. Nach geraumer Zeit erst, mit wieder erlangter Fassung, hat man die Diskussion fortgesetzt. Der leicht beschädigte Kentaur blieb bis zum Schluß des Nachmittags an der Tafel stehen.

HANNELORE SCHLAFFER

«Wer's glaubt...»

Paris 1977 – Peter Wapnewski, ein eleganter und schöner Mann trotz des Glasauges, das er nach einer schweren Verwundung im Zweiten Weltkrieg hatte, wurde am Germanistischen Institut der nach den Studentenunruhen zersplitterten Sorbonne im Vorort Asnières von seinen Kollegen Pierre Bertaux und Hansgerd Schulte, dem Leiter des DAAD, erwartet. Die beiden Gastgeber waren verlegen, und ich, die ich dabeistand, auch: Bis jetzt hatten sich zu Wapnewskis Vortrag nicht mehr als sieben Studenten versammelt. So eilten wir durchs Institut, um alles zusammenzutrommeln, was an Sekretärinnen und Mitarbeitern aufzutreiben war, um der deutschen Berühmtheit ein Quäntchen von jener Ehre zu erweisen, die ihr zustand.

Wapnewski, der mit der Metro kam, zeigte sich auf eine ganz andere Weise

erregt. Er erzählte, was ihm dort widerfahren war. Kaum habe er Platz genommen, habe ihn schon ein Mann unfreundlich seines Sitzes verwiesen. Wapnewski, verwundert, habe gezögert; da zog der Fremde ein Dokument aus der Tasche, wies auf sein Bein, sagte «Ma jambe, ma jambe!» und deutete auf die Schrift neben Wapnewskis Sitz: «Réservé aux mutilés de guerre». Um sich zu entschuldigen und sich mit dem Kriegsveteran zu solidarisieren, deutete Wapnewski auf sein kriegsbedingtes Glasaug und erwiderte: «Mon œil! Mon œil!» Nun aber ging, so zumindest erlebte es Wapnewski, im Wagen erst recht ein Sturm der Entrüstung los. Alles, was ihn umstand, wandte sich gegen ihn, Wapnewski floh beim nächsten Halt verschreckt aus dem Wagon. Erst von seinen Kollegen in Asnières erfuhr er, dass seine Entschuldigung eine Provokation war. In der Umgangssprache bedeutet «mon œil» so viel wie «wer's glaubt...», «auf so etwas fall ich nicht rein».

Wieder einmal standen sich bei diesem Streit die beiden über Jahrhunderte verfeindeten Nationen Deutschland und Frankreich verständnislos gegenüber. Wieder einmal stritt und litt einer an vorderster Front, wenn gleich er diesmal nicht fürs Vaterland, sondern für seine Wissenschaft standhielt. In den siebziger Jahren begann, unterstützt vom DAAD, dessen Vizepräsident Wapnewski war, ein Austauschprogramm, das Germanisten

ins Ausland führte, um das Ansehen der bis dahin sehr deutschen Wissenschaft zu heben. Die Vertreter des Faches beteiligten sich stolz an der Aktion, konnten sie doch nun in ihrem curriculum vitae bedeutende Orte – Paris, Oxford, Princeton – nennen, wohin sie geladen waren. Was sich in der Erzählung ehrenvoll anhörte, war aber in Wirklichkeit noch lange nicht erfreulich. Wer, wie Wapnewski, im eigenen Land für eine Koryphäe galt, traf bei seinem Triumphzug in die Fremde auf ungewohnt bescheidene Lebensumstände, anspruchslose Zim-

mer in Dozentenheimen, Kollegen, die wenig Zeit hatten, Studenten, denen die Themen des Gastes fernlagen. Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach gehörten in Deutschland zum nationalen Gedächtnis, in Frankreich kannte sie kaum einer. Wapnewski erfuhr als Niederlage, was der Anfang eines Erfolgs werden sollte. Von der traurigen Eröffnung seines Besuchs bis zur spärlich besuchten Vorlesung duldete er für eine internationale Germanistik, die heute stolz und wortgewandt ihren Auftritt in der Welt genießt.

LILIANE WEISSBERG

Jugendliche Ortswechsel

Ende August 1977 zog ich von Berlin nach Cambridge, Massachusetts, um mein Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft in den Staaten fortzusetzen. Im Gepäck hatte ich eine Kopie meines Masterexamens der Freien Universität, das Harvard natürlich nicht anerkennen wollte. Aber dachte ich überhaupt daran, meine Doktorarbeit in Harvard abzuschliessen? Und nur an einem Ort zu bleiben? Zunächst wollte ich mich nur auf ein Jahr Auslandsaufenthalt einlassen und hatte dazu noch in Berlin meinen Diercke-Schulatlas konsultiert. Cambridge und New Haven lagen dort sehr nahe beieinander, wie auch Amerika – im Verhältnis zu Deutschland – in diesem Atlas nicht allzu groß erschien. Wenn ich in Berlin an der Freien Universität und der Technischen Universität studieren und

dazu noch an der Hochschule der Künste (wie sie damals hieß) unterrichten konnte, war es nicht ebenso möglich, in Harvard und Yale zugleich Seminare zu besuchen? Mit den Aufnahmebriefen beider Institutionen in der Tasche, begann ich also von Cambridge aus zu pendeln. Und, da ich von der Rivalität zwischen den Universitäten gehört hatte – nicht allerdings von der Unmöglichkeit, sich in beiden zugleich zu immatrikulieren –, behielt ich meine Ausflüge nach New Haven vorsichtshalber für mich.

Die Zugfahrt nach New Haven erwies sich als länger als erwartet; sie dauerte bestenfalls etwas über zwei Stunden, aber – durch einen Gleiswechsel in Mystic, Connecticut bedingt – oft länger. Bereits im November machte sich bei mir jedoch eine gewisse Müdigkeit breit, denn das doppelte Studienprogramm und die vielen Fahrten waren nicht ganz ohne. Da erhielt ich einen rettenden Anruf. Eine Münchner Freundin, die nun an der Boston University studierte, erzählte mir von einem Angebot der Delta Airlines. Die Fluglinie bot Sondertickets an, die sie und zwei weitere Freunde noch in Deutschland gekauft hatten. Ein solches Ticket war sehr günstig, war drei Wochen lang gültig und konnte für jede Route der Fluglinie innerhalb der USA und der Karibik genutzt werden, solange man jeweils andere Orte buchen und nicht zum gleichen Flughafen zurückzukehren plane. Nun

waren sie schon über zwei Wochen unterwegs, und eine Freundin gab bereits auf; die vielen Nächte im Flugzeug – an Hotelkosten wollte man sparen – hatten ihren Effekt gezeigt. Wollte ich für ein Wochenende einspringen? Der Name auf ihrem Ticket konnte leicht geändert werden, die Sicherheitsbestimmungen zu dieser Zeit waren nicht besonders streng. Wir konnten vom nahen Providence aus fliegen. Das Flugziel wäre meine Wahl. Wie konnte ich mein Pendeln zwischen Cambridge und New Haven mit einem solchen Weltenbummel vergleichen? Natürlich fand ich eine Studienpause angebracht. Wieder zog ich meinen Atlas zu Rate, und die Wahl fiel mir leicht und war eindeutig. Trinidad und Tobago lagen weit von Boston entfernt, ja die Inseln waren direkt vor der Küste Venezuelas gelegen. Gab es einen idealeren Fluchtort von der Ivy League?

Zunächst ging alles tadellos und wie geplant, allerdings kam mir der Flugplatz der Hauptstadt Port of Spain bei unserer Ankunft ein wenig verlassen vor. Das Flugzeug, das uns auf die Insel brachte, war klein gewesen; jetzt aber sahen wir, dass eigentlich nur die Flugbesatzung mit uns von Bord ging. Merkwürdig waren auch die Maschinengewehre, die viele Männer am Flughafen zu tragen schienen. Meine Reisebegleiter, Anfang zwanzig und jüdisch wie ich, waren staatenlos in Deutschland aufgewachsen. Normalerweise brachte dieser Status bei Rei-

sen immer einige Probleme mit sich – zumindest wiederholte Visaanträge. Diesmal jedoch wurden sie einfach durchgewunken. Ich war dagegen als polnischer Flüchtling geboren, hatte aber einen deutschen Pass. Dieser wurde nun sorgsam untersucht. Dann wurde mir meine Fotokamera abgenommen und der Film entfernt; schließlich wurde ich in einen Nebenraum geführt. Dort erhielt ich zwei Fotografien. Ob ich diese Männer kannte? Ich hatte sie noch nie gesehen. Es musste sich wohl um Politiker handeln, vielleicht einen ehemaligen Präsidenten und einen Minister? Ich hatte in meinem Studentenzimmer zwar die Landkarte studiert, wusste aber nichts über die politische Lage dieser karibischen Inseln. Nun war es mir jedoch plötzlich klar: Wir waren wohl kurz nach einem Regierungscoup dort angekommen.

Doch es blieb nicht bei diesen Bildern. Einer der Männer mit einem Maschinengewehr zeigte auf ein Plakat. Vor kurzem hatte die Fahndungsliste der Baader-Meinhof-Bande Trinidad erreicht. Und auf diesem Plakat schien ihm besonders ein Bild von Interesse zu sein: die Fotografie von Gudrun Ensslin. Einen deutschen Pass hatte ich ja bereits. Aber war mein Name richtig? War ich Ensslin? Auf dieser kleinen karibischen Insel hatte mich die deutsche Geschichte eingeholt. Und genauso, wie ich die Physiognomien der schwarzen Politiker, die mir ge-

zeigt wurden, kaum unterscheiden konnte, so schienen wir weißen Frauen – so verschieden wir auch waren – uns in Trinidad nun überaus ähnlich.

Erst am frühen Morgen erreichte ich den deutschen Botschafter telefonisch. Dieser war möglicherweise nicht ganz ausgeschlafen, aber zuversichtlich. Es sei doch ein sehr gutes Zeichen, meinte er, dass ich ihn anrufen konnte. Ein deutscher Tourist, der vor einigen Tagen die Insel erreichte, würde noch immer gesucht. Auch hier lernte ich viel: Eine Stelle in Trinidad und Tobago war für deutsche Diplomaten keine Traumversetzung. Aber tatsächlich konnte ich bald den Flughafen verlas-

sen und wurde in das Hotel gebracht, das wir gebucht hatten. Dort befanden sich nicht nur meine Freunde, sondern auch das Delta Flugpersonal und weitere Männer mit Maschinenpistolen. Einige Stunden später flogen wir wieder zurück in die Staaten, und diesmal direkt nach Boston.

Am nächsten Morgen ging ich früh nach Harvard und ins Büro. Die Sekretärin fragte mich fröhlich, wie es mir ginge und wie ich denn das Wochenende verbracht hatte. Aber diese jüngste Reise schien mir zu heikel, um sie zu erwähnen. Und was sollte ich auch antworten? Fein, sagte ich, nur müde. Ich hatte viel zu tun.

THOMAS LAQUEUR

Gesellschaft des Klatsches

Ende November 1990 schien Leo Löwenthal, mit neunzig einer der letzten noch lebenden Gründerväter der Frankfurter Schule, dem Tode nahe. Er war eine Treppe hinabgestürzt und hing nun in einem Krankenzimmer in Berkeley an diversen Tropfinfusionen und Monitoren. Wie in einer Sterbebettszene aus einer anderen Zeit warteten Freunde und Angehörige in einem Vorzimmer, um von ihm Abschied zu nehmen. Als ich an der Reihe war, winkte er mich näher zu sich heran. Ich erwartete, dass er mir Erinnerungen ins Ohr flüstern wollte; eine Stichelei gegen Adorno vielleicht oder eine witzige Geschichte über seinen Freund Norbert Elias. Ich ging davon aus, dass er über die Vergangenheit sprechen wollte, über ein Leben, dessen Ende nahte.

Von wegen. Löwenthal wollte über gemeinsame Freunde klatschen. «Thomas, warst du letzten Samstag auf der Party von Randy und Francys?», flüsterte er mir in einem Englisch zu, des-

sen starker Akzent von den getragenen Rhythmen des Deutschen aus der Vorkriegszeit geprägt war. Ja, sagte ich, war ich. «Und stimmt es, dass Svetlana verkündete (*announced*)», hakte er nach, wobei er die zweite Silbe übertrieben betonte und in die Länge zog – *nounced* –, «sie habe eine Affäre mit Michael Baxandall?» Ja, bestätigte ich, das hat sie. «Was aber hat Paul [ihr Mann] dazu gesagt?», wollte er wissen. Das ist nicht zitierfähig, berichtete ich, obwohl er selbst nicht ganz unschuldig ist. Und so erörterten wir die Lage.

Was mich dieser Wortwechsel lehrte, war, dass Klatsch – die unbedeutenden Gespräche, die zusammengekommen eine Freundschaft und eine soziale Welt ausmachen – der Sinn des Lebens ist. Ich meine dies deskriptiv, nicht normativ. Klatsch kann natürlich Unheil anrichten und Menschen verletzen, auch wenn ich glaube, dass diese Gefahr gerne übertrieben wird. Doch welche Folgen auch immer er hat, Klatsch erschafft und unterstellt eine Gemeinschaft, in der man sich gegenseitig vertraut und versteht. Klatsch schließt aus, obwohl auch diese Gefahr übertrieben wird; zugleich aber schließt er ein – Menschen, Ideen, weltliche Gegebenheiten. Wir nehmen uns dieses zu Herzen, nicht jenes; wir konstruieren uns unsere Geschichte aus miteinander verknüpften Anekdoten und Charakteren. Wir bauen unser Leben aus kleinen Erzählungen auf,

die uns miteinander verbinden. Mir wurde diese Eigenschaft des Klatsches von Neuem bewusst, als ich vergangene Woche einem Kollegen, den ich geraume Zeit nicht gesehen hatte, von meiner Entdeckung erzählte, dass eine gemeinsame Kollegin von uns eine leidenschaftliche Sporttaucherin ist. Er hatte das auch nicht gewusst; es zeigte eine ganz neue Seite an ihr. Ein neues Wissensdreieck war geschmiedet.

Nicht anders entwerfen Romane fiktive Welten, und der normale gesellige Umgang funktioniert genauso. Die

Freundschaft auch. Montaigne erklärte seine Liebe zu La Boétie mit einer Tautologie: weil «er er ist und weil ich ich bin». Er meinte, wie mein Freund, der Philosoph Alexander Nehamas, schreibt, dass er zur Erklärung ihrer Beziehung Geschichten über Geschichten darüber erzählen müsste, was ihnen gemeinsam ist: und dann, und dann ... Das Ende des Klatsches ist das Ende das Lebens; wer der Geschichten überdrüssig ist, ist des Lebens überdrüssig. Mit neunzig war Leo es nicht.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

JOACHIM RADKAU

Der Berg der Wahrheit

Im Jahr 1999 war ich als Historiker der Kernkraft zu einem internationalen Symposium über Reaktorsicherheit geladen, das auf dem Monte Verità oberhalb von Ascona mit Blick auf den Lago Maggiore tagte. Der «Berg der Wahrheit» hatte seinen Namen um 1900 bekommen, als sich dort eine bunte Schar von Alternativbewegungen der Jugendstil-Ära gesammelt hatte – von Naturheilern und Nudisten bis zu Vegetariern und Anhängern der freien Liebe. Sogar Max Weber, der 1913 und 1914 den Frühling in Ascona genoss, scheint dort auf seine Art die Wahrheit gesucht zu haben.

Ob ich als Historiker unter lauter Reaktorsicherheitsleuten mehr der Wahrheit oder der Lockerung der Atmosphäre durch Anekdoten dienen sollte, sei dahingestellt. Die beste Atom-Anekdote kam jedenfalls nicht von mir, sondern von einem Experten für nukleare Sicherheitsphilosophie. Der springende Punkt bestand für ihn darin, dass erfahrungsgemäß in hoch-

komplexen Systemen die ärgsten Gefahren nicht in dem «Größten anzunehmenden Unfall», dem berühmten «GAU», lauern, sondern eher dort, wo man sie am allerwenigsten erwartet und daher keine Vorkehrungen getroffen hat.

Das illustrierte er an einer altindischen Legende. Einst hatte ein Maharadscha eine wunderschöne Tochter; und natürlich war sie von vielen Freiern umworben. Da war eine harte Auslesemethode vonnöten. Und so ließ der Fürst im Lande verkünden, er werde jeden Werber vor zwei verschlossene Türen führen: Hinter der einen befinde sich seine Tochter, hinter der anderen lauere ein hungriger Tiger. Da behielten nur noch drei Freier den Mut. Der erste war ein Optimist, der nach der Devise «Wer wagt, gewinnt» ohne langes Grübeln eine Tür öffnete: Pech gehabt, er wurde vom Tiger zerrissen. Der zweite wollte es klüger machen und stellte große Wahrscheinlichkeitsrechnungen an, welches wohl die richtige Tür wäre: Alles umsonst, auch er erwischte die falsche Tür und fiel dem Tiger zum Opfer. Der Dritte wollte noch schlauer sein, legte das *Worst-Case*-Szenario zugrunde und machte ein Training, wie man im Ruckzuck-Verfahren Tiger zähmt. Das hätte er gar nicht nötig gehabt; denn hinter der Tür, die er öffnete, stand die Prinzessin. Diese jedoch umarmte ihn – und stieß ihm von hinten einen Dolch ins Herz.

Und das auf dem Monte Verità! Erstaunlicherweise traf diese Anekdote dort, wo die Sicherheitsexperten nahezu unter sich waren, auf keine Beanstandung; eher mochte man auf den Gesichtern ein Augurenlächeln erkennen, womöglich auch im Gedanken daran, dass sie bei dieser Unsicherheit der Unsicherheit, dieser Unberechenbarkeit des Faktors Mensch im schlimmsten Fall die Verantwortung von sich schieben konnten.

Es geht noch weiter. Am Ende des Tages unternahm ich mit einem der Experten, mit dem ich mich vor Jahren auf einer Podiumsdiskussion gestritten hatte, einen Nachspaziergang auf dem Berg. Ich fragte ihn, wie sich die Energiewirtschaft eigentlich in dreißig Jahren die Energieversorgung vorstelle. Schon lange seien keine neuen Kernkraftwerke in Auftrag gegeben worden; auch die Kohle sei offenbar mehr Vergangenheit als Zukunft; aber auch

von einer Energiewende sei keine Rede. Eine Weile schritt er schweigend neben mir durch das Dunkel. Dann erwiderte er in bitterem Ton: Wie käme ich auf die Idee, dass Unternehmen, die nach Bedarf die Altersversorgung ihrer eigenen Mitarbeiter angriffen, für das Wohl der Gesellschaft in dreißig Jahren Vorsorge träfen?

Wieder machte der «Berg der Wahrheit» seinem Namen Ehre – das war ein Tag, wo ich in der Versuchung stand, abergläubisch zu werden, zumal ich in der Folge Anzeichen dafür fand, dass der Monte Verità einst auch für Max Weber zu einem Berg der Offenbarung geworden war. Erst in neuerlichen Diskussionen über den Atom-Ausstieg fiel mir das Erlebnis wieder ein. Mir scheint, vor dem Hintergrund von so manchem aktuellen Gezeter über die Energiewende besitzt die Geschichte mehr als «nur anekdotischen» Reiz.

ECKHARD HENSCHKEID

Meine Beinahe- Blamage

Eigentlich bin ich ja ein großer Bescheidwisser, ein schon extrem selbstgewisser Schlaumeier und Statthalter des allzeit Richtigen, ja Rechtmäßigen. Meinem jüngsten Buch, den Lebenserinnerungen *Denkwürdigkeiten*, entnimmt man z. B. schon auf dem Cover die eigenhändige, kunstreich an Galilei anspielende Mitteilung: «Und ich hatte recht. Wie stets.»

Einmal aber zumindest war ich Nichtrechthaber; war einer Blamage deshalb umgekehrt sehr nahe; hatte ich Grund, schamrot, na sagen wir: schamrosa zu werden; vor Peinlichkeit in die halbwegs schützende Erde versinken zu wollen. Jedenfalls: beinahe.

Vom einstigen Bundespräsidenten Heinrich Lübke ist bekannt, dass er einmal, um 1965, bei einer Rede in der DDR-BRD Grenzstadt Helmstedt mehrere bange Minuten lang nicht mehr wußte, wo er war; dass er auf den Namen der Stadt nicht kam – bzw.

erst auf den erheiterten Zuruf hin; das alles läßt sich heute noch audiodokumentarisch nachprüfen und nachgenießen. Keineswegs genußvoll, sondern gleichfalls schmerzlich und sehr ähnlich strauchelte ich bzw. drohte schwerstens zu straucheln im Zuge einer Lesereise über verschiedene deutsche Städte hin, von Kiel bis München, von Köln bis Regensburg – plötzlich aber mitten im Vortrag bzw. mitten in einer sich anbahnenden Publikumsdiskussion war mir nicht mehr klar, wo ich mich eigentlich befand – und das, um es vorwegzunehmen, ausgerechnet in meinem damaligen Wohnort Frankfurt! Ich brauchte aber gerade diesen Ortsnamen, denn gleichzeitig war mir irgendwie vage klar, dass mit ihm eine philosophische Schule bezeichnet war, die in der Diskussion eine große, sogar eine entscheidende Rolle spielte. Da war denn guter Rat freilich sehr teuer – ich ruderte eine Weile auf dem Podium faselnd und halbverzweifelt hilfesuchend herum und muß also für Aufmerksamkeit einen kläglichen Eindruck von Salbaderei geboten haben –, und erst, als es mir wieder siedendheiß einfiel, daß ich ja zum Abschluß der Sache als Zugabe und Publikumshofierung meine «Hymne auf Bum Kun Cha» bieten wollte, ein Gedicht auf den damaligen koreanischen Stürmerstar der Frankfurter Eintracht: Erst da wurde mir langsam, nein neuronal-synapsenwunderlich fast schlagartig und felsenfest klar – dass ich ja wohl in

Frankfurt sein mußte! Und da, im selben Moment, wurde mir denn auch der Name der Philosophengruppierung wieder gewärtig, und ich parlierte also gleich darauf schon ganz locker darüber: über die «Frankfurter Schule» also. Über den Umweg eines koreanischen Fußballers funktionierte das chaotische, aber im Prinzip ja sehr ordentliche Gedankenausschüttungsge- stöber meines im Grunde ja ehern zuverlässigen Hirns jetzt wieder. Späten Beschwichtigungstrost erfuhr ich erst kürzlich aus der Autobiografie der Agatha Christie. Ausgerechnet sie, die berühmte Krimiautorin, die scharfsin-

nige Romankonstrukteuse und also auch Gedächtnisvirtuosin, wußte, wenn man ihr glauben darf, – eine ganze Woche lang ihren eigenen Namen nicht mehr!

Merke und Fazit: Wenn du schon in Frankfurt wohnst und trotzdem andauernd die Frankfurter Schule mit den Frankfurter Würstchen oder jedenfalls der Frankfurter Eintracht wechselst, dann solltest du zumindest nicht den Präsidenten Lübke als billige Ausrede für deinen eigenen Agatha Alzheimer äh: Christie beschweren äh: oder jedenfalls beschwören; oder halt benutzen.

Drei Episoden ohne Aby

Im Jahr 1969 war ich das erste Mal am Warburg Institute. Eigentlich hatte ich ein Stipendium für Oxford, doch wusste ich seit dem Moment, in dem ich beschlossen hatte, Kunsthistoriker zu werden, dass ich an das Londoner Institut gehen musste, in dem das intellektuelle Vermächtnis Aby Warburgs bewahrt wurde – so hieß es jedenfalls.

Als ich in Oxford eintraf,¹ um dort angeblich eine Dissertation über lateinische Literatur zu schreiben, trieb mich also in Wirklichkeit bereits die Frage um, wie ich mich zum Kunsthistoriker ausbilden konnte; ich hatte schon entschieden, dass ich das Nachleben Ovids in der Renaissance erforschen wollte. Gleich zu Beginn ließ mich der erst kurz zuvor in der Nachfolge Edgar Winds als Kunsthistoriker nach Oxford berufene Francis Haskell wissen, dass Oxford jemandem mit meinen Interessen nichts zu bieten hätte. Es wäre besser, sagte er, wenn ich nach London ginge und mit Ernst Gombrich spräche. Der bloße Gedanke daran versetzte mich, ein 21-jähriges Bürschchen praktisch ohne Kenntnis der Kunstgeschichte, in Angst und Schrecken; der Althistoriker Oswyn Murray jedoch, mein Tutor am Balliol College, meinte, dass es leichter sein könnte, wenn ich mich im Vorfeld einmal mit dem jungen Michael Baxandall träfe, der vor nicht allzu langer Zeit vom Victoria and Albert Museum an das Warburg Institute gewechselt war.

Baxandall war, wie jeder wusste, der ihn kannte, ein wortkarger Mann. Er schien sich in seiner eigenen Haut nicht wohl zu fühlen und gespalten zu sein zwischen seinem Interesse an der Erforschung konkreter Gegenstände (wie die deutschen Plastiken, die er im Victoria and Albert Museum katalogisiert hatte) und seinem Sinn für die breiter angelegten Formen von Kulturgeschichte, für die sowohl Warburg als auch Gombrich standen, so verschieden sie sonst auch waren. Zunächst äußerten sich Baxandall und auch Gombrich höchst ermutigend zu meinem Ovid-Vorhaben; als ich aber mein Dissertationsthema änderte und nunmehr über Zensur und Bilderstürmerei in der Reformation schrieb, fiel ihr Zuspruch merklich verhaltener aus.²

Bald schon zeigte sich die grundlegende Spannung in der, wenn man so sagen kann, Londoner Reinkarnation der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg. Da war auf der einen Seite die

1 Aus Yale kommend. Ich hatte Südafrika den Rücken gekehrt, um in Yale lateinische und griechische Philologie zu studieren. Dort wurde ich wissenschaftlicher Mitarbeiter zunächst von Eric Havelock und dann von Adam Parry, dem Sohn des Homer-Forschers Milman Parry. Nachdem ich ein Seminar bei Arnaldo Momigliano besucht hatte, sagte dieser mir eines Tages – aus heiterem Himmel –, Amerika sei partout nicht der Ort, um Altphilologie zu studieren, sondern Deutschland. Deutschland jedoch, fuhr Momigliano fort, sei kein Ort für Juden (ein Thema, das wir vorher nicht berührt hatten). Er schlug vor, ich solle in die Schweiz gehen, um griechische Epigraphik zu studieren. Zu dieser Zeit war mir aber schon klar geworden, dass ich mich lieber der Kulturgeschichte widmen wollte.

2 Ich erinnere mich, wie mir Baxandall einige Jahre später, als ich meine Arbeit über die theologischen Grundlagen des Bildersturms in der Reformation in groben Zügen umriss, sagte: «Sie verschwenden Ihre Zeit. Theologie hat nichts mit Kunst zu tun.» Als er aber schließlich *Die Kunst der Bildschnitzer. Tilman Riemenschneider, Veit Stoss und ihre Zeitgenossen* schrieb, hatte er seine Meinung ganz offensichtlich geändert – in gewisser Weise vielleicht sogar schon, als er *Die Wirklichkeit der Bilder. Malerei und Erfahrung im Italien des 15. Jahrhunderts* verfasste.

- 3 Diese Atmosphäre erfüllte das Institut noch bis in die letzten Tage Charles Hopes. Möge in Zukunft ein offenerer Geist einkehren.
- 4 Im Laufe der Zeit wuchs meine Dankbarkeit für diese Freundschaft noch, als ich miterlebte, wie kurz angebunden Gombrich etwa mit Aby Warburgs Sohn Max war, den jeder am Warburg Institute ignorierte, oder wie barsch er mit Nicolai Rubinstein umging, der dort ebenfalls ein Büro hatte. Ich glaubte zuerst, Gombrichs abwehrendes Verhalten gegenüber Rubinstein verdanke sich einem Widerstand gegen die erstklassige dokumentarische und archivarisches Arbeit, auf deren Grundlage Rubinstein das große Gebäude seines Werks über die Florentiner Signoria errichtete. Jahre später führte ich dann eine lange Diskussion mit Nicolai über das Sehen und das Beobachten sowie über Goethes *Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt* (so wenig ich damals wissen konnte, dass sich mein nächstes Buch nach *The Power of Images. Studies in the History and Theory of Response* mit der Akademie beschäftigen würde, deren Name ebenfalls auf Lynkeus verwies). Bei dieser Gelegenheit eröffnete er mir, dass er mit dem Kreis um Stefan George und dem jungen Ernst Kantorowicz zu tun gehabt hatte. Eine solche Verbindung musste Gombrich mit seiner Wiener positivistischen Ader ein Gräuel sein. Seine Einstellung zu Max Warburg jedoch war zweifellos →

berühmte Bibliothek, in der sich der ganze ideensprühende Genius Aby Warburgs widerspiegelte, und auf der anderen die pedantische positivistische Atmosphäre, die das Londoner Institut durchgängig prägte.³ Zumindest 1969 atmete nicht ein einziges Institutsmitglied den Geist des Werks oder der Vorstellungswelt Aby Warburgs. Otto Kurz, seinerzeit offensichtlich Gombrichs engster Freund am Institut, hatte die Art von Recherche aufgegeben, für die sein und Ernst Kris' Buch *Die Legende vom Künstler* stand – das Wiener Gegengift gegen die Wiener Schule –, und sich Arbeiten deutlich antiquarischerer Natur zugewandt.

Im Gespräch bekundete Baxandall gelegentlich eine gewisse stillschweigende Sympathie für den Geist, der den Warburgschen Idealen zugrunde lag; doch tat er dies eher zurückhaltend und mit unterschwelliger Missbilligung. Es wirkte so, als fürchtete er Warburgs Überspanntheiten, die extreme «Anschlussfähigkeit» seines Denkens, wie wir heute vielleicht sagen würden. Die meisten anderen Institutsmitglieder steckten Hals über Kopf in dem englischen Hochpositivismus, den Gombrich selbst beförderte – vielleicht aufgrund seiner Freundschaft mit Karl Popper, vielleicht infolge seiner Erfahrungen als Mitarbeiter des Aufklärungsdienstes der BBC während des Zweiten Weltkriegs. Womöglich war dies aber auch in seinem Rivalitätsgefühl gegenüber Warburg begründet: Seine Antipathie gegenüber Warburgs Sohn Max, der in jenen Tagen häufig im Warburg Institute war, und sein hartnäckiger Widerstand gegen eine Öffnung der Warburg-Archive sprachen für diese Möglichkeit. Unter den willkürlichen und weit-schweifigen Gedanken dieses gequälten Geistes fände sich wenig von durchgängigem Interesse, pflegte er zu mir zu sagen.

Obwohl mich Baxandalls unübersehbare Brillanz und die Freundschaft mit ihm wie auch mit Gombrich inspirierten,⁴ war für meinen Geschmack die einzige geistesverwandte Persönlichkeit am Institut, das einzige wahrhaft helle Licht in jenen Tagen, der einzige Mensch von echter Herzenswärme Frances Yates. Sie war eine Ausnahmeerscheinung unter all diesen Emigrierten und erst recht unter den hartnäckigen Positivisten in jenen sterilen Hallen.⁵ Sie lachte frei heraus und war von großer, scheinbar selbstverständlicher Präsenz in dieser allzu nüchternen Clique, einer Gruppe von Leuten, die unfähig waren, so empfand ich es im-

mer, Information in Imagination zu verwandeln. Sie hatte etwas von einer ein wenig lauten, aber wohlmeinenden Schulsprecherin an einer englischen Mädchenschule. Was machte eine solche Person, fragten wir uns, unter all diesen Emigranten? Yates aber liebte unübersehbar, was von der Tradition Warburgs und Saxls noch in dem Londoner Institut überlebte. Ich lernte sie natürlich erst nach dem Erscheinen von *Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare* kennen, das jeder am Institut mit unermüdlicher Zustimmung zitierte. Dies war schließlich ein Buch über jene Mnemosyne, die über der Tür zum Lesesaal eingraviert war – zusammen mit der strengen pompejischen Mahnung: *Oti-sis locus hic non est; discede morator* – Für Faulenzer ist hier kein Platz. Hinweg, Müßiggänger! Was, habe ich mich immer gefragt, ist so falsch an Müßiggang und Bummel; sind sie nicht bessere Weggefährten der Einbildungskraft als bloße bibliographische Effizienz?

Aber zurück zu Yates. Als wir uns kennenlernten, widmete sie sich der Erforschung des europäischen Radikalismus, der Rolle, die Geheimhaltung, Verschwörungen und Heuchelei beim Versuch der Umgestaltung der bestehenden politischen Ordnung spielten. Längst hatte sie bis dahin ungeahnte Aspekte von Giordano Bruno, Raimundus Lullus, der «Virgin Queen» Elisabeth I. und dem Rosenkreuzertum aufgedeckt, hatte Verschwörungen zugunsten universeller Gerechtigkeit im Hintergrund der politischen Bühne Europas ausgeleuchtet. Ausgegraben hatte sie diese Ideen aus Warburgs Bibliothek und aus den langweiligeren, deutlich weniger weltlichen Funden ihrer Kollegen an dem Institut, das seinen Namen trug.

Eines Tages saßen wir zu einem dieser typischen Nachmittags-tees zusammen, jenem tödlichen Ritual, das sich wie Mehltau lähmend auf alle Ideen und Vorstellungen legte und bei dem man sich nach Oxford zurückversetzt fühlte, wo es als Schwärmerei galt, als ein ernsthafter gesellschaftlicher und professioneller Fauxpas, wenn man sich zu intellektuell äußerte. Doch diesmal verstieß ich gegen die Regeln und begann ihr – vielleicht auf ihre Aufforderung – meine aktuelle Arbeit zu beschreiben. Zu dieser Zeit hatte ich meine Doktorarbeit über den Bildersturm und die Malerei in den Niederlanden abgeschlossen und ging gerade daran, über Rubens zu arbeiten. Ich weiß nicht mehr genau, worü-

→ noch komplexerer Natur und verdankte sich seiner Angst vor dem, was ihm als Reinkarnation von Warburgs Beschäftigung mit dem Irrationalismus erschien. Ich werde bei anderer Gelegenheit mehr dazu sagen; vgl. aber auch weiter unten.

5 Wie jeder, der dort war, weiß, ist die Architektur des heutigen Gebäudes der Sinnlichkeit, die die ganze Kehrseite von Warburgs Denken prägt, denkbar abträglich.

ber ich damals sprach, weil meine Erinnerung an diese Szene ohne Frage durch einen lebhafteren Eindruck verdrängt wurde, den ich gleich schildern werde. Ich glaube, ich erwähnte Otto Sperlings Beschreibung der frappierenden Vielseitigkeit Rubens', der gleichzeitig malen, sich aus Tacitus vorlesen lassen, einen Brief diktieren und sich mit seinem Besucher unterhalten konnte. Wie immer leicht irritiert über die Klischees des Künstlerlobs wandte ich mich anschließend dem komplexeren und insofern verheißungsvolleren Thema von Rubens' diplomatischem Einsatz für seinen Traum einer Versöhnung der nördlichen und der südlichen Niederlande zu, oder seiner Pendeldiplomatie, wie wir es heute nennen würden, mit der er auf einen Frieden zwischen Großbritannien und den Vereinigten Provinzen hinarbeitete, sowie den Reisen nach Frankreich, England und Spanien, die er alle im Namen derselben irenischen und politischen Ideale unternahm. Yates muss dann eine biographische Nachfrage gestellt haben, woraufhin ich die Belege anführte, die wir für Rubens' Glauben an katholische Ideale haben, für seinen hingebungsvollen Katholizismus, für seine Bereitschaft, sonntags nicht zu arbeiten (höchstens das eine oder andere Titelblatt rauszuhauen). Da blickte sie mich unverwandt an und fragte: «War Rubens denn nicht ein heimlicher Liberaler, ein radikaler politischer Denker, der gezwungen war, mit seinen wahren Überzeugungen hinterm Berg zu halten?» Diese Bemerkung nahm mir schlagartig den Wind aus den Segeln. Meines Wissens hatte noch nie jemand mit diesem Gedanken gespielt. Es sprach aber durchaus etwas dafür. Hatte ich nicht gerade erst den starken Einfluss der Familisten auf das theologische und politische Denken in der Generation vor Rubens untersucht? Yates insistierte nachdrücklich auf ihrer Frage: Nach außen hin mag Rubens ein konventionelles Leben geführt haben – wie viel Verstellung, wie viel Konspiration aber musste mit seinen lebenslangen Friedensbemühungen einhergegangen sein? Bestimmt bediente er sich der maßgebenden Institutionen seiner Zeit, um seine wahren politischen Überzeugungen und Ideale hinter ihren Fassaden zu verbergen. Ungefähr zur selben Zeit hatte ich kurz mit Carlo Ginzburg über Gombrichs bekannte Vorbehalte gegen Ginzburgs Arbeiten über Hexerei und Nikodemismus gesprochen, und vor diesem Hintergrund war Yates' Frage nur umso bemerkenswerter.

Unser Gespräch schwang sich dann zu einer Folge jener fantasievollen Gedankensprünge auf, für die sie bereits berühmt war: Von einer Analyse der möglichen politischen Motive für Lipsius' bekannten Stoizismus (und seinen scheinbar paradoxen Wankelmüt) kamen wir kurz auf Caspar Schoppes Übertritt vom Protestantismus zu einem radikal reaktionären Katholizismus zu sprechen, aber auch darauf, was die Antwerpener Intellektuellen von Ortelius und der Liebesbrüderschaft übernahmen; aus all dem ging natürlich der Bezug zu der Gruppe um Lucas de Heere und die Valois-Tapisserien deutlich hervor. Als ob das alles noch nicht genug wäre, damit einem der Schädel platzt, diskutierten wir, glaube ich, auch noch anhand jenes großartigen Potpourris an melancholischem Sinnieren, der *Anatomie der Melancholie* von Robert Burton, einem fast genauen Zeitgenossen von Caspar Schoppe, worin die politischen Dimensionen des Diskurses über dieses Temperament bestehen könnten.

Vielleicht aber sprachen wir auch gar nicht über diese Persönlichkeiten, mit Ausnahme von Lipsius. Vielleicht projiziere ich diese Gedanken nur auf jene höchst unerwartete und dabei so fruchtbare Frage zurück. Unser Gespräch mündete dann in Spekulationen über Möglichkeiten wie Rubens' eventuelle Verbindungen zu den Rosenkreuzern, die ich mir nie habe aus dem Kopf schlagen können und über die ich immer noch nachgrüble – im vollen Bewusstsein der Tatsache, dass der einzige Mensch, der einem solchem Gegenstand denkbarerweise gerecht werden könnte, Frances Yates selbst gewesen wäre. Was ich damit sagen will, ist: Unser Austausch nahm eine politische und explizit moralische Wendung, die dem Warburg Institute für meinen Geschmack immer gefehlt hatte – und womöglich sogar Warburg selbst, bei dem man ja immer noch auf weitere Anzeichen einer Selbstreflexion wartet. Vielleicht finden sie sich noch in den Archiven – hofft man jedenfalls, wenngleich womöglich vergebens.

Frances Yates war eine der wenigen englischen Gelehrten, die von allem verzaubert war, wofür Aby Warburg und seine Londoner Vertreter Fritz Saxl und Gertrud Bing standen – jedenfalls in Yates' Augen standen. Anthony Blunt wäre ein weiteres, aber komplizierteres Beispiel; doch dies ist eine andere Geschichte. Gombrich hatte alles in allem eine zwiespältigere Einstellung zu

Warburg, wie jeder weiß, der seine Warburg-Biographie gelesen hat – und wie Edgar Wind in seiner berühmt gewordenen anonymen Besprechung des Buches in *The Times Literary Supplement* empört deutlich machte. Ich erinnere mich, wie ich Gombrich eines Abends in seinem Haus in Hampstead in der Nähe von Anna Freud besuchte. Als wir uns später an der Tür verabschiedeten, fragte er mich, wie ich mit meinem Buch vorankäme (er meinte die Arbeit, aus der *The Power of Images* hervorging). Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm antwortete, muss aber meinen Versuch erwähnt haben, volkstümliche Praktiken in der Gegenwart von Bildern und volkstümliche Einstellungen zu Bildern zu verstehen; die Schwierigkeit, meinte ich (ganz unverfänglich, wie mir schien), läge darin, den Kern von Wahrheit im Aberglauben zu verstehen. Da schaute mir Gombrich tief in die Augen und sagte mit überraschender Bestimmtheit: Aber der Aberglaube verhält sich ja wohl zur Krankheit wie die Rationalität zur Gesundheit? Ich war entgeistert – und habe nie diesen Moment vergessen, an dem das ganze Warburgsche Gebäude wie ein Kartenhaus zusammenzufallen schien. Vielleicht wäre diese Möglichkeit auch für Warburg eine Qual gewesen: Für ihn aber galt, wie wir wissen, *Athen-Oraibi, Alles Vettern*.

Im Laufe der Jahre näherte sich Michael Baxandall den Warburgschen Wahrheiten immer mehr an, obwohl er sich am Ende – eigentlich aber schon seit *Ursachen der Bilder. Über das historische Erklären von Kunst* – wieder von ihnen entfernte. Wo aber war er mit dem Herzen, wenn nicht mit dem Geist? Er könnte besonders stark gespalten gewesen sein; das ist schwer zu sagen. Zu Beginn unserer Beziehung stand er meiner Arbeit über Religion und Bilderstürmerei im Verhältnis zur Kunst ablehnend gegenüber, weil diese irrelevant für die Kunst seien; am Ende nahm er eine Position ein, die sogar noch komplexer war als meine. War er anfangs ein Gombrichianer, wandelte er sich zum Warburgianer, um schließlich er selbst zu werden. Seine Position zur zentralen Rolle verbaler Beschreibungen und Erläuterungen für das Verständnis eines jeden Bildes – die für ihn entscheidender war als etwa das körperliche Verständnis – gab er nie ganz auf. Ihm war die sprachliche Anschaulichkeit ein bedeutenderer Schlüssel zum Verständnis von Kunst als die körperliche Versenkung. Ein selten kommen-

tierter Umstand seines akademischen Lebens war der Nachdruck, mit dem er darauf bestand, nicht als Professor der Kunstgeschichte oder selbst als Professor der Geschichte der Klassischen Tradition bezeichnet zu werden, wie sein offizieller Titel am Warburg Institute lautete. Stattdessen nannte er sich oft einen Professor der Geschichte der Rhetorik – was seine intellektuelle Entwicklung seit *Giotto and the Orators* in der Tat auch am besten beschreibt. Baxandall und ich führten viele Diskussionen und Gespräche – über die Rolle der «Theorie» in der Kunstgeschichte beispielsweise, besonders auf deren Höhepunkt in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren –, bis eine ganz andersgelagerte Reihe von Umständen zu einem bedauerlichen Bruch führte. Ich glaube, er fand meine Heftigkeit in diesen Dingen ein bisschen anstrengend. Mehrere Jahre lang sahen wir uns gar nicht mehr. Als wir uns schließlich in den Hügeln bei Borgo San Sepolcro wiederbegegneten, hatten wir einen höflichen Austausch, in dem ich ihn fragte, woran er zu dieser Zeit arbeitete (dies muss kurz nach Erscheinen von *Ursachen der Bilder* gewesen sein); und dann blickte auch er mir – mit einer Mischung aus Pathos und Direktheit, die die Gombrichs an seiner Haustür noch übertraf, tief ins Auge und sagte: «Unruhe.» Er hielt inne, während ich mich völlig verwirrt bemühte, dieses Wort mit einem Mann zusammenzubringen, der mir seit Langem den Eindruck vermittelte, von einer phlegmatischen Stille zu sein – und deshalb, wie ich naiverweise annahm, von einer gewissen Ruhe. «Unruhe», wiederholte er matt, «sexuelle Unruhe». Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich glaube, er fuhr damit fort, sexuelle Unruhe als eine Metapher für Kreativität zu beschreiben, oder zumindest als eine ihrer Grundvoraussetzungen. Ich war aber zu perplex, um seinen Ausführungen zu folgen; seine Erklärung war wohl nicht so banal. Ich sah Baxandall nur noch einmal wieder, lange nachdem er den Ort verlassen hatte, dem er nach meiner Einschätzung nie den Rücken kehren würde, die Warburg-Bibliothek, und unser Gespräch war von jener fruchtlosen Verlegenheit, die das englische Erbe von Aby Warburgs großem Werk viel zu lange geprägt hat. Wie mir heute klar wird, lag dies nicht nur an der Erblast von Ernst Gombrichs höchst eigener Kombination von britischem und Wiener Positivismus, sondern auch an einer Distanziertheit gegenüber allen Formen deutscher Philosophie der

Aufklärung und Nachaufklärung, die in jenen Jahren durch ihre Assoziation mit dem Kriegsgegner belastet war. Wie viel war damit viel zu lange verloren! Und doch ist Baxandalls Werk ohne die große Bibliothek, die Warburg hinterließ, gar nicht denkbar; und ich glaube immer noch, dass Gombrichs Arbeiten zur Psychologie der visuellen Künste zum Anregendsten gehören, was wir besitzen. Sie lassen dem Modernen und Zeitgenössischen viel mehr Raum, als seine Kritiker würdigen, und ganz gewiss mehr Raum, als Aby Warburg, dem vor der Zerstörung des Freiraums für die Kontemplation graute, je zugelassen hätte.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

BARBARA STAFFORD

Falsche Ikonen

Ich studierte Philosophie, vergrub mich in Existenzialismus, Phänomenologie und Hermeneutik. All das faszinierte mich, blieb mir aber auch in seiner Abstraktheit fremd. Aufgewachsen bin ich aber inmitten von Bildern. Kaum ein Tag, an dem meine Mutter nicht ramponierte Möbel und Bilderahmen, ein ganzes Sammelsurium ausgedienter Antiquitäten nach Hause schleppte, die sie stillvergnügt zusammenleimte und restaurierte, grundierte und vergoldete. Nie werde ich vergessen, wie sie falsche russische Ikonen

fabrizierte – im Backofen unserer Küche fanden die von ihr bemalten hölzernen Tafeln zu leuchtender Patina. Zu begreifen, dass alle möglichen Formen von Bildnissen suggestive materielle Objekte sind, die über ihre eigene Geschichte und Farbe verfügen, über ihre eigene Materialität, in der die Spuren handwerklicher Intelligenz eingegraben sind, ließ meiner Fantasie keine Ruhe. Und so erlag ich der Verlockung, sie zu studieren.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

WERNER BUSCH

Philemon und Baucis in London

Ich habe meine Dissertation Anfang der 1970er Jahre am Warburg Institute in London geschrieben. Mein Antrieb war weniger durch Warburgs Methode als durch das Faktum der Vertreibung der jüdischen Kunsthistoriker ausgelöst. Von daher habe ich, obwohl schüchtern und eigenbrötlerisch, versucht, kunsthistorische Emigranten in London aufzusuchen, um mit ihnen reden zu können, ohne recht zu wissen worüber. Meine Anrufe wurden mit Irritation zur Kenntnis genommen, führten aber doch zu Verabredungen. So wurde ich in einen Londoner Vorort – unendlich lange Straßen, winzige und immer gleiche Reihenhäuser mit zwei, höchstens drei Fensterachsen, grau und traurig – eingeladen, ein altes Ehepaar, wie Philemon und Baucis. Er, entlassener Leiter eines der größten deutschen Kupferstichkabinette, der

Spezialist für altdeutsche Zeichnungen. Das Haus, das ich suchte, hatte vor dem einen Fenster geschlossene Fensterläden, was mich wunderte, es war noch hell. Der Anfang des Abends war ein wenig schwierig, das Essen sehr bescheiden, an der Wand eine Zeichnung. Was ich davon hielt? Mein Versuch, Donaushule um 1520, wurde mit großem Wohlwollen aufgenommen. Dann meine Frage nach seiner privaten Sammlung, von der ich wusste. Antwort: zu wertvoll, in der City in einem Banksafe. Das Gespräch wurde lebhafter. Er habe im Nebenraum noch eine Zeichnung. Stand auf, öffnete die Tür zu dem Raum, der von außen geschlossene Fensterläden gezeigt hatte, nur einen Spalt. Eine Neonröhre sprang an, für eine Sekunde hatte ich einen Blick in den Raum. Er war gänzlich kahl und leer, bis auf einen Safe in der Mitte. Darin, ich wusste es sofort, musste die Zeichnungssammlung sein. Um diesen Götzen haben die beiden Alten jahrzehntelang gelebt. Wenn's dunkel wurde, seine Geheimnisse offenbart.

Die Sammlung ging nach Philemons Tod und Baucis' Absicherung testamentarisch – an das Germanische Nationalmuseum Nürnberg, die Stadt Dürers und des Reichsparteitagsgeländes. So wurde der Sammler, ganz im Sinne der Geschichte von Philemon und Baucis, wenigstens Priester dieses Tempels, umgeben vom Elend der Welt.

Muss man das deuten? Es deutet sich selbst. Vor allem möchte ich es nicht deuten. Als ich wieder in meinem Studentenzimmer angelangt war, habe ich geheult wie ein Schlosshund. Um sich der Geschichte zu nähern, müsste man psychologisieren. War der Götze lebensnotwenig, hat er geholfen, war Baucis nicht viel wichtiger für Philemon? Es macht keinen Sinn.

Anekdoten, so sagt man, haben immer einen wahren Kern. Die klassische Künstleranekdote seit Vasaris Zeiten nutzt rhetorische Figuren, die man als solche erkennen muss, um die hinter den gewählten Bildern versteckte historische bzw. kunsttheoretische Wahrheit zu entschlüsseln. Derartige Anekdoten werden in Variationen tradiert, erkennt man wiederum dieses, so wird deutlich, das ihnen die verborgene Wahrheit gemeinsam ist. Zumeist dient sie der Rechtfertigung einer bestimmten künstlerischen Position. Aber wäre nicht auch eine andere

Theorie der Genese der Anekdote möglich: Anekdote als verklärte, sich selbstständigende Erinnerung? Mein Erlebnis ist über vierzig Jahre her. Ich bilde mir ein, bestimmte Bilder noch genau vor Augen zu haben. Die Fensterläden, das Essen (zwei in Schinken gerollte Chicoreesprossen für drei Personen, die eine wurde rührend-schrecklich dem Gast aufgedrängt), die Donauschulzeichnung, der im Neonblitz auftauchende Safe. Aber von der zweiten Zeichnung, die nach einigem Rühren im Nebenraum herbeigebracht wurde, weiß ich nichts mehr. Und sind nicht meine Bilder, auch und gerade nach mehrfachem Erzählen im Laufe der Zeit, schief? So tendieren die erinnerten Bilder dazu, für sich und allein im Verbund die Geschichte auszumachen. Ohne die nicht erinnerten Zwischenstücke wird die Geschichte zur Anekdote. Dann wäre alle Geschichtschreibung anekdotisch. Nicht wahr?

MARTIN WARNKE

Nur eine Idee

Um 1985. Während einer Pause des Auswahl Ausschusses der Humboldtstiftung sitze ich mit Kollegen aus Naturwissenschaft und Technik zusammen, die sich unablässig über Pläne, Verfahren und Vorsätze austauschten, bis ich, kleinmütig geworden, sagte: «Ich glaube, ich hatte in meinem ganzen wissenschaftlichen Leben nur eine Idee». Daraufhin ein Kollege: «Was? Sie hatten eine Idee?»

IAN JACKSON

Cooking with Kantorowicz

Um den Appetit in mageren Zeiten anzuregen, bieten wir einen kleinen Beitrag zur frugalen akademischen Kost. «Diable Surpris» war eine Spezialität von Ernst Kantorowicz (1895–1963) und allem Anschein nach das einzige seiner Rezepte, das der Nachwelt erhalten geblieben ist. Vor 25 oder 30 Jahren bereitete Walter Horn (1908–1995) dieses köstliche, aber preiswerte Gericht einmal für uns zu, bestand aber darauf, dass jegliches Lob für das kulinarische Ergebnis nicht ihm, sondern allein Kantorowicz gebührte. Die beiden deutschen Emigranten waren befreundet und seit 1939 auch Kollegen an der University of California in Berkeley gewesen, bis

Kantorowicz 1951 an das Institute for Advanced Studies in Princeton ging, nachdem er sich geweigert hatte, den berüchtigten Treueeid der kalifornischen Universität zu unterzeichnen. Der Brief, in dem Walter Horn erklärt, warum er sich seinerseits «gegen die Stimme meines Gewissens und aus keinem anderen Grund als dem, meine Familie gegen die wirtschaftlichen Unwägbarkeiten abzusichern», gezwungen gesehen hatte, den Eid zu unterzeichnen, findet sich auf den Seiten 7 und 8 von Kantorowicz' seltener, als Privatdruck erschienener Broschüre *The Fundamental Issue. Documents and Marginal Notes on the University of California Loyalty Oath* (Berkeley 1950).

Einige Tage nach unserem Essen lag das Rezept im Briefkasten. (Anscheinend hat Walter es, ohne Kantorowicz zu erwähnen, in den frühen Fünfzigern auch einem Benefiz-Kochbuch zum Abdruck überlassen, das ich jedoch nicht habe ausfindig machen können.) Der Name des Gerichts scheint von Kantorowicz zu stammen. In der französischen Küche bezeichnet «diable» grundsätzlich Saucen, die mit Senf oder Essig angereichert sind – wie in dem englischen Gericht «devilled eggs» (Russische Eier). Thomas Gringoire und Louis Saulnier beschreiben die Zubereitung einer *Sauce diable* in ihrem klassischen Brevier für den professionellen Chefkoch, *Le Répertoire de la cuisine* (Paris 1914), wie folgt: *Gehackte Schalotten, grob gemahlener Pfef-*

fer. Mit ½ Weißwein und ½ Essig aufgießen. Stark einkochen lassen. Kraftbrühe hinzugeben; passieren. Vor dem Servieren: Fines herbes.

Walter Horns schriftlich festgehaltener Name für das Rezept war «Steak diable surpris», doch behauptet mein Nachbar im Norden Berkeleys, Jean-Pierre Moullé, früher Küchenchef im Chez Panisse, «diable surprise» oder «steak diable-surpris» seien die grammatisch korrekten Bezeichnungen. Im Gespräch umschiffte Walter die Untiefen des Namens und nannte das Gericht stets nur «Le diable est surpris» – nämlich von der Qualität des Kochergebnisses. Den Teufel in Erstaunen zu versetzen, war im Mittelalter schließlich eine vertraute Schocktaktik oder apotropäische Geste, die üblicherweise damit einherging, das weibliche *pudendum* höhnisch oder aufreizend «blitzen» zu lassen – und wer hätte dies besser gewusst als der eiserne amouröse Walter!

Es existiert eine Denkschule, die vorgibt, dass für sie der Intellekt höher steht als der Geschmack – ja, dass sich Genie am Grad der Gleichgültigkeit gegenüber allem bemessen lässt, was



sich außerhalb des Gehirns abspielt. So besteht etwa die «bevorzugte (und einzige) kulinarische Errungenschaft» von Noam Chomsky in «einem Käsesandwich mit der billigsten Variante von amerikanischem Standardkäse und ein paar Gurkenstückchen» auf «abgepacktem Weißbrot». Doch selbst diese ausgesprochen elementare Kombination bleibt hinter seinem Ideal zurück: «Angesichts der sonstigen Beschränktheit von Zeit und Energie

würde ich, wenn jemand eine Pille zur Befriedigung der grundlegenden Ernährungsbedürfnisse erfände, diese mit Freuden tagtäglich einnehmen».¹

Kantorowicz hätte angesichts solcher Geständnisse das Gesicht verzogen. Er war ein leidenschaftlicher Feinschmecker. Selbst ein Yakov Malkiel (1914–1998), der die Weinflasche wegschloss, nachdem jeder Gast ein einziges kleines Glas eingesehen bekommen hatte, bescheinigte ihm «beispiellose gastronomische Finesse».² Derselbe spielerisch veranlagte Geist, der Kantorowicz dazu gebracht hatte, sein ungeheuer gelehrtes Buch *Kaiser Friedrich der Zweite* (Berlin 1927) ohne Fußnoten oder dokumentarischen Anhang zu veröffentlichen, steckte zweifellos auch hinter seiner Behauptung, sein eigentliches Talent läge in der Küche. Seiner Freundin Marion Gräfin Dönhoff erzählte er, wie er in einem Nachruf erinnert werden wollte: «Und vergessen Sie nicht», so würde er gesagt haben, «meine Kochkunst zu erwähnen. Kochen ist das einzige, wovon ich wirklich etwas verstehe.»³ Maurice Bowra (1898–1971) hatte als sein Souschef fungiert, wenn er ihn in den 1930er Jahren in Deutschland besuchte:

«Ernst, den man um seine Professur in Frankfurt gebracht hatte, zog getreu dem Motto, dass in einem Orkan der sicherste Ort das Auge ist, nach Berlin um und richtete sich ge-

- 1 Rex Beckham (Hrsg.): *Lit á [sic] la carte. Favorite Recipes of Famous Authors*, Soquel, CA 1995, S. 30. Wenig überzeugend fährt Chomsky fort: «Nicht, dass ich gutes Essen nicht zu schätzen wüsste...» Auch Leslie Stephen hat seine Bereitschaft erklärt, von Pillen zu leben.
- 2 In: *Romance Philology*, Bd. 18, Nr. 1, August 1964, S. 13.
- 3 Eckhart Grünewald: Ernst Kantorowicz und Stefan George, Wiesbaden 1982, S. 142, mit einem Zitat aus: *Die Zeit* vom 27.9.1963.

mütlich in einem Apartment am Zoo ein. Hier nahm er neue Lebensgewohnheiten an. Er las viel, ohne dass seine Freundschaften und sonstigen Vergnügungen in irgendeiner Weise darunter gelitten hätten. Er war ein erstklassiger Koch und machte überragende Chrysanthemensuppe, Bouillabaisse, Ente in Cognac und Crêpes Suzette. Wir verbrachten viel Zeit in der Küche. Obwohl ich dabei nur als niederste Magd diente, genoss ich es außerordentlich, da Ernst in einem fort mit tausenderlei Einfällen über die verschiedenen Zutaten und ihre Verwendung sprach.»⁴

In Berkeley stand Kantorowicz in den 1940er Jahren mit vielen seiner emigrierten Kollegen auf freundschaftlichem Fuß, so auch mit dem Buchhändler und Kunsthistoriker Erwin Rosenthal (1889–1981) und dessen Söhnen Felix (geb. 1917) und Bernard (geb. 1920). Felix erinnert sich daran, dass er Kantorowicz einmal dabei beobachtete, wie er beim Packen seiner Koffer eine kleine Konservenbüchse zwischen die Hemden steckte. «Was ist das?» fragte Felix. «Trüffel», erwiderte Kantorowicz, «ich reise nie ohne – du etwa nicht?»⁵

Bernard Rosenthal, der seit seiner ersten Woche auf dem Campus in Berkeley von allen «Barney» genannt wurde, besuchte Kantorowicz' Seminare. An den Wochenenden pflegte dieser seine

4 C. M. Bowra: *Memories, 1898–1939*, London 1966, S. 294.

5 Ich gebe diese Anekdote in Felix' höchsteigenen Worten wieder, wie er sie mir um 1985 herum erzählte. Im Wesentlichen wurde sie (wenn auch journalistisch banalisiert) schon einmal im Magazin des San Francisco Chronicle vom 8.12.1963 (S. 28) veröffentlicht, und zwar von einem weiteren von Kantorowicz' Studenten, dem Jazzkritiker Grover Sales (1920–2004), der zusammen mit seiner Frau den Bestseller *The Clay-Pot Cookbook. A New Way of Cooking in an Ancient Pot* (New York 1974) verfasste: «Ein Freund, der ihm einmal dabei zusah, wie er für eine Reise packte, bemerkte eine Dose Trüffeln zwischen den Hemden. «Eka, sind diese Trüffeln ein Mitbringsel für einen Freund?» «O nein», kam die Antwort wie aus der Pistole geschossen. «Ich reise nie ohne Trüffeln.»»

Studenten in das kalifornische Weinanbaugebiet zu führen, um sie in geselliger Stimmung in freier Natur zu unterrichten. Das hier abgedruckte Porträt ist ein Foto von Kantorowicz, das Barney bei einer dieser Gelegenheiten 1947 im Napa Valley aufnahm.

Zehn Jahre später erschien *The King's Two Bodies* (Princeton 1957). Entfernt gründete das Buch in einem liturgischen Artikel, den Kantorowicz 1945 erhalten hatte und der mit der rätselhaften Angabe «The Order of St. Benedict, Inc.» versehen war. Kantorowicz bewahrte sich seine Freude an den Kapricen und Anomalien juristischer Fiktionen – auch daran, sie selbst zu ersinnen oder auszuschmücken. Eine Kopie seines Aufsatzes «Zu den Rechtsgrundlagen der Kaisersage» von 1957 schickte er Barney, der sich zu diesem Zeitpunkt als Bernard M. Rosenthal Inc. in New York City niedergelassen hatte, mit der Widmung: «*Bernardolino Inc., inter lectores primus!... Eka.*»

In der Vorbemerkung zu *Kaiser Friedrich der Zweite* verweist Kantorowicz auf die Begeisterung für alte Kaiser in kaiserloser Zeit – «auch in andern als gelehrten Kreisen» (S. 7). Auch sein Rezept ist eindeutig nicht nur editorum in usum gedacht. Hier also Walters Kochanweisungen für Ernst Kantorowicz'

DIABLE SURPRIS

- 1 «Anschnitt»-Kurzrippensteak, messergeschnitten, knapp 6 cm dick (Für den Geschmack und die Zartheit des Fleisches ist es wichtig, den «ersten» Schnitt zu kriegen; seien Sie nett zu ihrem Metzger.)
- 2 Esslöffel Sojasauce
- 1 Esslöffel Senfmehl
- 2 Scheiben Schinkenspeck, gewürfelt (optional)
- 1 Zwiebel, gehackt
- 1 kleine Knoblauchzehe, zerdrückt
- 2 Esslöffel Olivenöl
- Salz und Pfeffer
- 1 Esslöffel Tomatenmark oder Ketchup
- 1 Tasse trockener Rotwein
- 1 Esslöffel Senfmehl
- ¼ Teelöffel Paprika
- 1 Tasse kräftige Rinderbrühe
- 1 Tasse gehackte Petersilie
- 3 Frühlingszwiebeln, gehackt

Die Sojasauce und 1 Esslöffel Senfmehl zu einer Paste verrühren, mit der das Steak auf beiden Seiten bestrichen wird. Schinkenspeck (wenn verwendet), Zwiebel und Knoblauch in Olivenöl (leicht) anbraten, bis sie weich werden. Die Zwiebeln an den Rand der Pfanne schieben, das Steak hineingeben und auf beiden Seiten bei mittlerer Hitze jeweils für 5 bis 8 Minuten

anbräunen, dabei großzügig mit Salz und Pfeffer würzen. Wein, Tomatenmark oder Ketchup, 1 Esslöffel Senfmehl, Paprika und Brühe hinzufügen. Abdecken und für 5 bis 10 Minuten leise simmern lassen (dabei wenden wenn nötig), bis die gewünschte Garstufe erreicht ist, aber nicht zu lange kochen – dieses Steak sollte rare oder medium-rare serviert werden. Petersilie und Frühlingszwiebeln in die Sauce geben. Das Fleisch herausnehmen und auf ein Schneidbrett geben, die Sauce in eine Schüssel füllen. Das Fleisch in dünne Scheiben tranchieren und mit etwas Sauce servieren. Für rund sechs Personen.

N.B. Dieses faszinierende und köstliche Rezept ist wahrlich eine Überraschung – sogar für den Teufel –, insofern es ein sehr preiswertes Stück Fleisch in eine königliche Mahlzeit verwandelt. Wenn gewünscht, kann man die Sauce leicht andicken, indem man während des Simmerns nach und nach etwas *beurre manié* hineingibt. *Beurre manié* ist einfach eine Mischung aus weicher oder geschmolzener Butter und Mehl zu gleichen Teilen; in diesem Fall würde ich etwa 2 Esslöffel Butter mit 2 Esslöffeln Mehl vermengen.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

Bildnachweis: Foto: Bernard Rosenthal. Der abgebildete Band erschien 2009 als Privatdruck in einer Auflage von 500 Exemplaren.

MORITZ NEUFFER

Drinnen und Draußen

Poetik und Hermeneutik 1963–2013

In seinem «Epilog auf die Forschungsgruppe Poetik und Hermeneutik» beschrieb Hans Robert Jauß im Jahr 1996 eine Symbiose von Architektur und Geist, die mehr als zwei Dekaden lang die Gespräche der Gruppe getragen habe. Das am Wingertsberg gelegene Haus der Werner-Reimers-Stiftung, «wo in dem zurecht gerühmten, durch sechs Wände eurythmisch beschwingten Konferenzraum die hohen Glasfenster Drinnen und Draußen, Geist und Natur, vermitteln und das Gespräch um den einen großen Tisch oft seine ambulatorischen Lösungen im Park finden» konnte, wird in seiner Erinnerung zur organischen Heimstatt des interdisziplinären Kolloquiums.¹ In Anbetracht des zentralen Platzes, der *Poetik und Hermeneutik* im Pantheon der «intellektuellen Nachkriegsgeschichte Deutschlands» zufällt,² lässt sich der von Jauß gepriesene Ort als Kulisse so hochkarätiger Forschungsgespräche wie mühsamer Diplomatie vorstellen: der «große Tisch» als politisches Möbelstück, das Hexagon als Bühne für Sondierungsverhandlungen über die Modernisierung der Geisteswissenschaften im langen Nachkrieg. Zwei der Initiatoren dieser Gespräche, der Romanist Jauß und der Germanist Heselhaus, hatten nach 1945 die SS-Vergangenheit des einen, die literarische Volkstumsforschung des anderen verschleiert und verharmlost, während der Philosoph Hans Blumenberg, der sich in den 1970er Jahren wieder aus der Gruppe zurückzog, seine Ver-

folgung als «Halbjude» niemals direkt thematisierte.³ Angesichts eines Nervositätspotentials, das in der Ausklammerung der eigenen Geschichte aus dem Gruppendiskurs gründete,⁴ dürften die von Jauß identifizierten eurythmischen Schwingungen dankbar in Anspruch genommen worden sein.

Drinnen und Draußen: Die den hohen Glasfenstern zugeschriebene Vermittlungsarbeit wird zur Metapher für die Praxis der Forschungsgruppe, die Jauß, Heselhaus und Blumenberg 1963 ins Leben gerufen hatten. Was nach anfänglich wechselnden Tagungsorten ab 1972 regelmäßig am Wingertsberg stattfand, war eine schriftlich vor- wie nachbereitete Grundlagendiskussion, aus der siebzehn Tagungsbände zu ästhetischen, geschichtsphilosophischen oder anthropologischen Begriffen und Problemstellungen hervorgingen. Der fachübergreifende Diskurs, eine relative Diversität an Teilnehmern, Themen und Theoremen, gibt der Membran der Gruppe einen Anschein von Durchlässigkeit. Doch auch im Modus der «Interdisziplinarität» bleiben Inklusion und Exklusion identitätsbildende Momente einer wissenschaftspolitischen Unternehmung, die epistemisch und ideologisch auf ihre Umgebungen einzuwirken suchte. Fünfzig Jahre nach Gründung und zwanzig nach Auflösung der Gruppe zeigte sich auf einer von Petra Boden organisierten Marbacher Tagung, wie die Differenz von «Drinnen und Draußen» nicht nur für die Wissenssoziologie und

-geschichte der Gruppe einen produktiven Leitfaden bildet, sondern auch die Erinnerung der einst an ihr Beteiligten reguliert. «Man macht einen Kreis, um andere auszuschließen», brachte es Aleida Assmann im Deutschen Literaturarchiv auf den Punkt, wo hohe, helle Tagungsräume architektonisch zwischen den subterranean Nachlässen ehemaliger Protagonisten wie Jauß, Blumenberg, Iser oder Koselleck und ihrer Sichtbarkeit als Historie vermitteln.

Acht Zeitzeugen waren der Einladung zur begleiteten Selbstarchivierung des Gruppengedächtnisses gefolgt.⁵ Ihren Interviewern, Wissenschaftshistorikerinnen und -soziologen, stellte sich die Aufgabe, die Distanzregulierung der Forschung gegenüber sich potentiell fortsetzenden, immer schon in der Gruppenpraxis angelegten Selbstdeutungen zu gewährleisten.⁶ Zu diesen Selbstdeutungen gehört etwa die, nach der «Drinnen» *Geist* wehte: Um den spezifischen Kitt der Gruppe zu benennen, griff Manfred Frank in Marbach auf die hegelianische Erfahrung von *Geist* als Ereignis zurück, bei dem sich zwei oder mehr «in seinem Namen zusammenfinden». *Poetik und Hermeneutik* hatte dem Tübinger Philosophen zufolge immer, wenn auch unausgesprochen, in einer romantischen Tradition gestanden: «Geist haben zu mehreren» sei das Faszinosum der Gruppe gewesen und taue weit mehr als die Formel der «Interdisziplinarität» zur Beschreibung ihres Anspruchs. Damit war bereits die Soziologie der Gruppe berührt: Eine bestimmte «mündliche Geistesart» habe über die Fachgrenzen hinweg zur Teilhabe an diesem Ereignis disponiert, auch hinweg über besondere theoriepolitische Hürden wie im Falle Niklas Luhmanns, mit dessen autopoietischen Systemen sich Wolfgang Iser und Hans Robert Jauß als «Freunde des Sinns» schwer taten. Wird das von Frank gewählte Vokabular des Idealismus auch nicht von allen Anwesenden geteilt worden sein, konstituierte sich *Poetik und Hermeneutik* unzweifelhaft als «Stileinheit», für die spezifische habituelle Voraussetzungen galten. Dies konnte Wi-

derwillen im Inneren erzeugen: Hans Blumenberg, der sich in den 1970er Jahren nach und nach von der Gruppe abwandte, habe wenig vom zelebrierten «Prunk von Gelehrsamkeit» gehalten, so sein damaliger Assistent Ferdinand Fellmann.

Die Erinnerungswelten der nach Marbach geladenen Zeitzeugen lieferten indes mehr als stilisierende Stimmungsbilder und Anekdoten, die bei aller Griffigkeit ihrerseits mythostheoretische Problemstellungen aufgeben. Unterschiedliche Distanzgrade zum Kern der Gruppe, zu den sogenannten «Archonten» – auch diese Bezeichnung für die Gründungsriege ist Teil der Mythologie von *Poetik und Hermeneutik* – ermöglichten unterschiedliche Grade der Reflexion über die Selbst- und Fremdwahrnehmung des Zirkels. Dass sich dabei fast alle der Gesprächsteilnehmer als «Außenseiter» oder gar «Gegenseiter» (Jan Assmann) positionierten, ist nicht allein auf einen zurückhaltenden Gestus oder späte Distanzierung zurückzuführen. Vielmehr scheinen derartige Selbstpositionierungen in der spezifischen Konstitutionspraxis der Gruppe begründet zu sein, die das Marbacher Forschungsgespräch begrifflich zu erfassen suchte. Trotz der Bedeutung des Affektiven und des Freundschaftsprinzips sei man kein «Bund» oder «Kreis» gewesen: Immerhin, so Aleida Assmann, habe man ohne Weiteres austreten können. Damit sprach sie für die zweite Generation *Poetik und Hermeneutik* – die frühen Jahre waren eindeutig bündischer, und vor allem männerbündischer gewesen. Das Fleck'sche «Denkkollektiv» und der «Denkstil» wurden in der Diskussion über die wissenssoziologische Erfassung der Gruppe derweil ebenso verworfen wie die «Schule». Zu ausgewählt heterogen war das Umfeld der Teilnehmer und der auswärtigen Gäste, zu wenig ging es, bei allem Theoretisieren, um die Arbeit an einer gemeinsamen Theorie, die sich im Nachhinein als Kollektivprodukt etikettieren ließe. Schlüssiger scheint es da, von der Gruppe als einem Resonanzraum zu sprechen, in den die Theoriearbeit einzelner Gruppenmitglieder einging und auf die er

zurückwirkte: Für Jauß' und Iser's Rezeptionstheorie, Blumenbergs Metaphorologie oder Kosellecks Historische Anthropologie wäre jeweils zu ermitteln, welche Rolle die Kolloquien für ihre Entwicklung spielten. Zu einem alleinverbindlichen Denkansatz reifte innerhalb des Zirkels keine von ihnen.

Als Hans Robert Jauß, erinnert als «Hirte und Schäferhund», in den 1980er Jahren eine zweite Generation *Poetik und Hermeneutik* rekrutierte, mag der innere Pluralismus der Gruppe im äußeren methodisch-theoretischen Pluralismus der akademischen Landschaft aufgegangen sein. In den Theoriedebatten der 1960er und 1970er Jahre war man noch ungleich schärfer um Grenzziehungen bemüht gewesen. Mehrfach war in Marbach von jenem berüchtigten dritten Kolloquium in Lindau die Rede, das 1966 fast zum frühen Auseinanderbrechen der Gruppe geführt habe. Damals hatte eine Eingabe von Wolfgang Preisendanz zum *Funktionsübergang von Dichtung und Publizistik bei Heine* Odo Marquard dazu veranlasst, in seiner Vorstellung dieses Beitrags von einem «Generalangriff auf das Kolloquium» sprechen zu lassen.⁷ Bereits ein moderater literatursoziologischer Ansatz kollidierte mit der immanent ästhetischen Perspektive, auf die sich das Gruppengespräch ebenso richtete wie auf eine vor allem von Blumenberg ins Spiel gebrachte «Welterfahrung ohne Transzendenz und ohne Empirie» (Fellmann): Die «triviale Realität» der Sozialgeschichte, wie Hermann Lübbe es rückblickend nannte, war in einer solchen Konstellation imstande, erhebliche Empfindlichkeiten auszulösen. Auch im Gnosis-Streit zwischen Jacob Taubes und Hans Blumenberg auf dem zweiten Kolloquium war es zu derartigen Trigger-Momenten gekommen. Für die erinnerten Krisen und Kontroversen wurde in Marbach indes ein Narrativ angeboten, das den erwartbaren Streit in der Causa Preisendanz eher der Performanz des «Pyrotechnikers» Marquard (Fellmann) als dem Ursprungsbeitrag selbst zurechnete. Denn als epistemische Praxis sei «Selbstskandalisierung» (Rüdiger Zill) keineswegs schädlich, sondern

vielmehr konstitutiv für das gelungene Forschungsgespräch gewesen: der Sturm im Wasserglas ein Motor der Selbstkonstitution.⁸

Die Politik der Grenzziehung wird überdies unübersichtlicher, je länger man hinschaut. Auf den frühen Tagungen waren mit Siegfried Kracauer, Jacob Taubes, Werner Krauss und Erich Köhler Vertreter kritischer, materialistischer und soziologischer Ansätze durchaus zugegen, während die Namen Marx, Benjamin und Adorno, besonders vor dem Hintergrund der «Bedrohung» Achtundsechzig (Lübbe), in den Theoriediskussionen marginalisiert wurden.⁹ Jürgen Habermas wiederum war ein derart gern gesehener Gast, dass Blumenberg sich als «Hausphilosoph bei Jauß» bereits abgelöst sah.¹⁰ Die binnenpolitische Schlüsselstellung des Gastes sah Manfred Frank im rezeptionsästhetischen Interesse an der Kategorie der Öffentlichkeit seitens Jauß und anderer ebenso begründet wie in Dieter Henrichs Anerkennung von Habermas als Kontrahent in subjektphilosophischer Hinsicht. Den «Positionen der Negativen Dialektik» Adornos hingegen, den Henrich für einen «schädlichen Lehrer» gehalten habe, wurde in Franks Erinnerung ebenso vehement der Kampf angesagt wie an anderer Front dem Neostrukturalismus. Dessen Protagonist Michel Foucault wiederum wäre nichtsdestotrotz ein gern gesehener Gast gewesen, musste die Einladung aber aus kontingenten Gründen ablehnen.

Variantenreich entfaltete so die Erinnerung und Analyse der Türpolitik in Marbach die möglichen Geschichten dessen, was *Poetik und Hermeneutik* wesentlich war, wobei Einschluss und Ausschluss miteinander zusammenfielen: Hans-Georg Gadamer etwa war nicht nur der «große Ausgeschlossene» (Aleida Assmann), um dessen Exklusion willen sich der Kreis überhaupt erst konstituiert habe, sondern auch der «große Eingeschlossene», dessen «urbanisierter Heideggerianismus» (Frank) noch lange durch die Reihen des Kolloquiums geweht habe. Im Ein- und Ausschlussverfahren, das Licht auf positive wie negative Rezeptionsleistungen von Theorie

wirft, umkreiste das Marbacher Arbeitsgespräch so die intellektuelle Identität der Gruppe. Deren Selbst- und Fremdbild kennzeichnete bekanntlich auch der auf Dauer gestellte Anspruch auf ›Innovation‹, ›Modernisierung‹ und ›Öffnung‹. Theoriepolitisch zeugen in dieser Hinsicht späte, die kulturwissenschaftliche Wende der 1980er in Rechnung stellende Bände wie das *Fest* oder die *Memoria* von den Transformationen, deren Akteur und Symptom die Gruppe gleichermaßen war. Der Forschung geben sie die Frage nach den Brüchen auf, die sich im Übergang zwischen erster und zweiter Generation *Poetik und Hermeneutik* ereigneten und dabei die Differenz von ›Archonten‹ und ›Epigonen‹ konstituierten.

Den Fortschrittsgeist der frühen 1960er Jahre, so stellte sich mit Blick auf die divergierenden Erfahrungen der Marbacher Zeitzeugen ein, trug ein historisch-spezifisches Modernitäts- und Reformverständnis, das sich von dem der 1980er Jahre deutlich unterschied. Jauß hatte diese Differenz in seinem *Epilog* selbst gesehen: Während in den späten Kolloquien Dekonstruktion und Intertextualität, Theorie des sprachlichen Handelns und Pragmasemiotik, systematische und historische Anthropologie miteinander vermittelt worden seien, sei es der frühen Gruppe noch darum gegangen, eine spezifisch deutsche hermeneutische Position im Kontext der internationalen Humanwissenschaften zu behaupten.¹¹ Gegen die Forderung, die im Kreis von *Poetik und Hermeneutik* betriebene Begriffsgeschichte methodisch zu verabschieden, ließe sich vor dem Hintergrund solcher Brüche und der daraus hervorgehenden Problemstellungen ins Feld führen, dass eine historisch-klärende Arbeit an Verheißungsformeln wie ›Innovation‹, ›Aufbruch‹, ›Modernisierung‹, ›Öffnung‹, ›Interdisziplinarität‹ und ihren politischen Dienstbarkeiten Teil der Selbstaufklärung heutiger Geisteswissenschaften bleiben sollte. Dass eine solche Selbstaufklärung zwangsläufig auch auf einer institutionenpolitischen Ebene ihren Ort hat, klang in Marbach durchaus an: Die Forschungsgruppe operierte in einer Umwelt konkur-

rierender Modernisierungszellen, auf die sie, wie im Falle des sichtlich weiter links stehenden *Zentrums für interdisziplinäre Forschung (ZiF)* in Bielefeld, aktiv und reaktiv Bezug nahm.

Bekanntermaßen fand der Alltag der Protagonisten an Reformuniversitäten wie Bielefeld, Gießen und vor allem Konstanz statt, vor deren unterschiedlich attraktiven Arbeitswelten und Architekturen das Kolloquium umso mehr zur insularen Enklave des Geistes werden konnte. Besonders im Schlusspanel der Tagung, das der Soziologe Clemens Albrecht mit einer ausnüchternden statistischen Quantifizierung von 30 Jahren *Poetik und Hermeneutik* und zwanzig Jahren Nachgeschichte einleitete, zeigte sich, dass sowohl die ›Essenz ihrer Lehre‹ als auch ihr Ort in einer Genealogie der heutigen akademischen Landschaft samt ihrer Exzellenzansprüche, Drittmittelrhetoriken und Sammelbandkulturen diskussionswürdig bleibt. Es bliebe nach der legitimatorischen Funktion ihrer posthumen Idealisierung und deren Verhältnis zu tatsächlichen ›epistemische[n] Erfolge[n]‹ ebenso zu fragen wie nach ihrem intellektuellensoziologischen Modellcharakter. Welche Aushandlung leistete die Gruppe etwa zwischen einer elitistisch-mimetischen und einer avantgardistisch-demokratisierenden Konzeption der ›Arbeit am Begriff‹, wie sie Jacob Taubes Anfang der 1980er Jahre unterschied?¹² Nicht zuletzt bliebe auch dem Erbe einer ›Vermittlungsleistung‹, die in der Aufrechterhaltung der Spannung zwischen Modernisierung und Latenthalt der eigenen Geschichte liegt, zu fragen.

Denn mit guten Gründen sind *Poetik und Hermeneutik* und die in ihrem Kreis bis in die 1970er Jahre hinein dominante Begriffsgeschichte aus diesem Kreis selbst heraus zum Symptom einer bundesrepublikanischen *Latenzzeit* gemacht worden.¹³ Man muss in keine Generalabsage an ihre ›Essenz‹ einstimmen, um den Statuswandel der siebzehn monumentalen Tagungsbände von Grundlagentexten zu historischem Quellenmaterial zu konzедieren.

Was die Marbacher Tagung vor diesem Hintergrund leistete, war der Ausweis von Anforderungen an eine intellektuelle Geschichtsschreibung, die nicht zur dritten Generation *Poetik und Hermeneutik* werden, sondern die Latenz der epistemischen, theoretischen, politischen Problemstellungen historiographisch einholen will. Die Aufgabe, diese Problemstellungen zugleich zu historisieren und mit sachlichem Interesse zu bergen, wird, mit der anfallenden Distanzregulierung gegenüber der «Faszinationsgeschichte» jener intellektuellen Keimzelle der alten Bundesrepublik einerseits,¹⁴ gegenüber den Narrativen der Zeitzeugen andererseits, nicht leichter. Am Horizont der Forschung über *Poetik und Hermeneutik* ließe sich jedoch eine Ökonomie geisteswissenschaftlichen Wissens in Aussicht stellen, die sachliche Interessen, Praxeologie, sozial- und kulturgeschichtliche Fragen versöhnte. Das Jaußsche «Drinnen und Draußen» als ihre Leitdifferenz hätte möglicherweise die Zustimmung des Historikers Reinhart Koselleck, Teil der ersten Generation der Gruppe, gefunden. Für ihn, der Historie stets in formalen Differenzkategorien dachte, gehörte das Oppositionspaar Innen/Außen zu den fundamentalen «Bedingungen möglicher Geschichten». Gerade im Falle eines vergleichsweise heterogenen Zusammenhangs wie *Poetik und Hermeneutik*, so zeigten die Marbacher Sondierungen zwischen Forschung und Zeitzeugen, zwischen Archivierung und Selbstarchivierung, wird eine solche Formalkategorie als Heuristik für die Geschichte der Geisteswissenschaften im langen Nachkrieg attraktiv.

1 Hans Robert Jauß: Epilog auf die Forschungsgruppe Poetik und Hermeneutik, in: Kontingenz, hrsg. v. Gerhard von Graevenitz und Odo Marquard zus. m. Matthias Christen (= Poetik und Hermeneutik, Bd. 17), München 1998, S. 525–534, hier S. 526.

2 Jürgen Kaube: Zentrum der intellektuellen Nachkriegsgeschichte. Die Konferenzserie «Poetik und Hermeneutik» hat seit 1963 richtig gemacht, was heute alles falsch

gemacht wird, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.06.2003.

- 3 Zu biographischen Hintergründen vgl. Julia Wagner: Anfangen. Zur Konstitutionsphase der Forschungsgruppe «Poetik und Hermeneutik», in: IASL 35 (2010) 1, S. 53–76, hier insb. S. 65 f.
- 4 Von einem solchen Nervositätspotential berichtet Hans Ulrich Gumbrecht: Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte, München 2006, S. 30 f.
- 5 Namentlich Aleida und Jan Assmann, Ferdinand Fellmann, Manfred Frank, Helga Jauß-Meyer, Hermann Lübke, Jürgen Schläger und Wolf-Dieter Stempel. Interviewerinnen und Moderatoren waren Clemens Albrecht, Petra Boden, Cornelius Borck, Holger Dainat, Walter Erhart, Marcel Lepper, Ulrich Raulff, Julia Wagner, Dirk Werle und Rüdiger Zill. Die Tagung fand am 23. und 24. Januar 2014 im DLA Marbach statt.
- 6 Vgl. Julia Wagner: Anfangen, S. 57.
- 7 Vgl. Walter Erhart: «Wahrscheinlich haben wir beide recht». Diskussion und Dissens unter «Laboratoriumsbedingungen». Beobachtungen zu «Poetik und Hermeneutik» 1963–1966, in: IASL 35 (2010) 1, S. 91 f.
- 8 Zur Konzertierung des von Jauß angestrebten «idealen Gesprächs» zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit vgl. Petra Boden: Vom Protokoll zum idealen Gespräch. Einblicke in die Werkstatt von Poetik und Hermeneutik, in: Zeitschrift für Germanistik N.F. 23 (2013) 2, S. 359–373.
- 9 Vgl. Erhart: «Wahrscheinlich haben wir beide recht» (s. Anm. 7), S. 88.
- 10 Zitiert bei Petra Boden: Vom Umgang mit Dissens und Kontroversen. Ein Forschungsbericht über das Projekt Arbeit an Begriffen. Zur Geschichte von Kontroversen in der Forschungsgruppe «Poetik und Hermeneutik» (1966–1984), in: IASL 38 (2013) 2, S. 298.
- 11 Jauß: Epilog (s. Anm. 1), S. 532.
- 12 Elite oder Avantgarde? Jacob Taubes im Gespräch mit Wolfert von Rahden und Norbert Kapferer, in: Tumult, Zeitschrift für Verkehrswissenschaft 4 (1982), S. 64–76.
- 13 Anselm Haverkamp: Latenzzeit. Wissen im Nachkrieg, Berlin 2004.
- 14 Carlos Spoerhase: Rezeption und Resonanz: Zur Faszinationsgeschichte der Forschungsgruppe «Poetik und Hermeneutik», in: IASL 2010 35 (2010) 1, S. 122–142.

THOMAS KROLL

Leidenschaft und Melancholie

François Furets politische Biographie

Christophe Prochasson: *François Furet.*
Les chemins de la mélancolie.
Paris: Éditions Stock 2013, 557 S.

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zählte François Furet (1927-1997) zu den bekanntesten und einflussreichsten französischen Historikern. Seine Werke avancierten zu regelrechten Bestsellern und lösten sowohl in der Fachwelt als auch in der politischen Öffentlichkeit heftige Kontroversen aus. Dies gilt für seine seit Mitte der 1960er Jahre publizierten Studien zur Französischen Revolution, die rigoros mit der historiographischen Tradition des jakobinisch inspirierten Marxismus brachen, und mehr noch für seine 1995 veröffentlichte Geschichte der kommunistischen Idee, *Le passé d'une illusion*, die in Frankreich wie auch im übrigen Europa den Nerv der Zeit nach dem Niedergang des kommunistischen Systems traf. Während die eine Seite das Buch als überfällige Auseinandersetzung mit dem kommunistischen Totalitarismus begrüßte, betrachtete die andere das Werk als eine Apologie des liberalen Kapitalismus, die mit der dünnkelhaften Pose des historischen Siegers vorgetragen worden sei. Äußerst kritisch war das Urteil der französischen Linken, die Furet als eine Art Renegaten betrachtete, da er sich von 1949 bis 1958 für den Kommunismus engagiert hatte und nach seinem Austritt aus der Kommunistischen Partei lange als Journalist für den *Nouvel Observateur*, ein Forum der nicht-kommunistischen Linken, aktiv gewesen war.

Angeichts der bedeutenden Rolle, die François Furet in der französischen Politik und Geschichtsschreibung spielte, mag es überraschen, dass ihm bislang keine umfassende Studie gewidmet worden ist. Diese Lücke füllt nun eine Biographie aus der

Feder von Christophe Prochasson, der als Kenner der Geschichte der französischen Linken und ihrer Intellektuellen für diese delikate Aufgabe beste Voraussetzungen mitbringt. Prochasson legt eine «intellektuelle Biographie» vor, die in methodischer Hinsicht durchaus konventionell erscheint und das historiographische Werk Furets in den politischen sowie wissenschaftlichen Kontext seiner Zeit einordnet. Über weite Strecken liest sich die Studie als problemorientierte, werkimmanente Interpretation der Texte Furets, über dessen Person und wissenschaftliche oder politische Beziehungsnetze man leider recht wenig erfährt. Auch über einige geschichtspolitische Kontroversen, an denen Furet sich maßgeblich beteiligte, und zu seinen historiographischen Arbeitsweisen hätte man gern mehr gelesen.

Obwohl Prochasson stets um wissenschaftliche Distanz zu seinem Protagonisten bemüht ist, rückt er Furet in ein erstaunlich positives Licht. Denn seinem Biographen gilt der Historiker der Französischen Revolution und des Kommunismus als «großer Intellektueller». Vor allem aber wird Furet als eine Art Vordenker der Linken des späten 20. Jahrhunderts dargestellt, der durch eine grundlegende Revision des französischen Geschichtsbildes mit überkommenen politischen Mythen aufgeräumt habe: «Indem er auf das Ende der kommunistischen Illusion und die Erschöpfung der Revolution als operativen Modus des sozialen Wandels verweist, lädt Furet die Linke ein, sich von ihrer Vergangenheit zu befreien, um die Zukunft besser denken zu können.» (519)

Diese These wirkt durchaus provozierend, denn sie richtet sich gegen landläufige Einschätzungen und hinterfragt auch die bislang grundlegende Studie von Michael Scott Christofferson (*French Intellectuals Against the Left. The Antitotalitarian Moment of the 1970s*, New York 2004, S. 230ff.), der die Ansicht vertritt, Furet sei als Verfechter einer von Raymond Aron inspirierten und im Kern liberalen Kritik des Totalitarismus zu verstehen. In die linke Mitte ge-

rückt, habe der Historiker in den späten 1970er und 1980er Jahren eine wichtige Rolle für die Abkehr der politischen Kultur Frankreichs vom Marxismus gespielt. Für die Überlegungen Scotts spricht einiges, denn den Zeitgenossen der «politischen Familie» der Linken – so hebt Prochasson selbst hervor (517) – galt Furet als *persona non grata*. So ist man versucht, Prochassons These nicht nur als historiographische Neuinterpretation des Werks von Furet, sondern zugleich als «Stellungnahme» in der aktuellen politischen Sinnkrise der französischen Sozialisten zu verstehen, für die Furet freilich keine konkrete Lösung anzubieten hat. So gesteht sein Biograph auch zu, dass der Revolutionshistoriker zwar Denkblockaden der Linken zu beseitigen versucht, deren Lage jedoch schon seit den 1970er Jahren als geradezu ausweglos betrachtet habe. Die Diagnose einer solchen Aporie veranlasst Prochasson, das eigentliche Charakteristikum des intellektuellen Weges seines Protagonisten in der «Melancholie» zu suchen: «Die Melancholie von Furet, wie jene seiner intellektuellen Modelle, besteht in diesem unüberwindbaren Widerspruch: Es gilt die Welt zu ändern, obwohl aus diesem Wandel nichts anderes als neue Herausforderungen erwachsen.» (11) Ob diese «Melancholie» mehr als die Pose eines Intellektuellen war, darf man allerdings bezweifeln, denn Furet verstand die Historiographie als Politik mit anderen Mitteln und führte ohne Zaudern eine scharfe Klinge gegen seine Kontrahenten. Überdies war Furet ein einflussreicher Mann des französischen Wissenschaftssystems, der zwar eine untypische Karriere durchlief, aber schließlich als Präsident der *École des Hautes Études en Sciences Sociales* von 1977 bis 1985 eine geschickte Berufungspolitik betrieb und damit seine historiographisch-politische Position zu institutionalisieren vermochte. Während der Feiern anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der Französischen Revolution und ebenso nach der Veröffentlichung von *Le passé d'une illusion* setzte sich Furet virtuos in Szene. Diese institutionen- und intellektuellengeschicht-

lichen Facetten behandelt Prochasson allerdings nur am Rande, da er sich vor allem mit dem historischen und politischen Denken Furets befasst und dessen Biographie als Parabel einer «Modernisierung der Linken» (126) seit den 1950er Jahren behandelt.

Im Kontext dieser Erzählung spielt die Phase des kommunistischen Engagements von François Furet eine zentrale Rolle. Denn der Bruch des Sohnes aus großbürgerlichem Pariser Hause mit dem Sowjetkommunismus bildete nach Ansicht von Prochasson den Urgund der weiteren Entwicklung von dessen intellektuellen und politischen Positionen (521). Diese Argumentation erscheint zunächst plausibel, richtete sich Furets Kritik an der vorherrschenden Revolutionshistorie der Sorbonne doch gegen parteitreue Historiker wie Albert Soboul oder Claude Mazauric. Deren jakobinisch-marxistische Interpretationen der Revolution, so sah es Furet seit Ende der 1960er Jahre, waren deterministisch und standen ganz im Dienste der kommunistischen Ideologie, die ebenso wie der Radikalismus der Jakobiner letztendlich nur in eine totalitäre Bewegung sowie in Gewalt münden könnte. Allerdings filtert Prochasson zugleich heraus, dass sich auf der Basis der vorliegenden Quellen die Intensität des kommunistischen Engagements und damit dessen tatsächliche Bedeutung nicht genau bemessen lassen (56).

Angeichts dieses Befundes erscheint bei der Interpretation der kommunistischen Phase François Furets besondere Umsicht geboten, zumal die anti-totalitäre Wende seines historischen Denkens gänzlich erst in den 1970er Jahren erfolgte. Bis dahin war Furet ein «klassischer» Sozialhistoriker, der sich ganz dem quantitativ-seriellen Ansatz seines Lehrers Ernest Labrousse verschrieb (237) und das «Soziale» als Schlüssel zum Verständnis der Geschichte betrachtete. Im Einklang mit den Trends der europäischen Historiographie löste sich Furet im Laufe der 1970er Jahre allmählich von dieser Sichtweise und plädierte für eine Variante der poli-

tischen Ideengeschichte, die sich einerseits gegen den «Determinismus» der Sozialgeschichte richtete, andererseits in liberaler Tradition die Relevanz der Handlungsfreiheit von Individuen hervorkehrte (172ff.). Zu dieser historiographischen Wende trug die Rezeption der Schriften Tocquevilles maßgeblich bei, die Prochasson (ebenso wie die Auseinandersetzung mit Marx) ideengeschichtlich nachzeichnet. So richtete sich Furet spätestens mit *Penser la Révolution française* (1978) nicht nur gegen die marxistische Deutung der Revolution und deren «pathologische» Folgen für die politische Kultur, sondern auch gegen die Vorstellung, die Erfassung des «Sozialen» mittels quantifizierender Studien führe zu Erkenntnisfortschritten. Stattdessen plädierte er nun für einen mit Tocqueville entwickelten neuen Ansatz, nach dem das Soziale sich allenfalls noch durch kollektive Repräsentation erfassen lasse, die sich in politischen Ordnungen ausdrückte (182).

So verdrängte das «Politische» das «Soziale» aus dem Zentrum des historischen Denkens von Furet, worin man eine methodische Voraussetzung für den liberalen Antitotalitarismus sehen kann (vgl. auch Scott, S. 246ff.). Die Angriffe gegen die soziale (marxistische) Interpretation der Französischen Revolution (im Übrigen auch gegen die Mentalitätengeschichte der Annales-Schule) erfolgten also in einem spezifisch wissenschaftsgeschichtlichen Kontext, der von der Forschung bislang zu wenig beachtet worden ist. Der Verweis auf den Verlust der kommunistischen Illusion in den späten 1950er Jahren allein reicht jedenfalls als Erklärung nicht aus. Gleichwohl bleibt auch in der Studie von Prochasson weiter offen, welcher konkrete Zusammenhang zwischen dem «Erfahrungswandel» und dem «Methodenwechsel» (Koselleck) seines Protagonisten bestand, also etwa, welche Rolle die Bewegung von 1968 oder der politische Bedeutungsverlust des französischen Kommunismus in den 1970er und 1980er Jahren für den Wandel von Furets politischen und historiographischen Positionen spielten.

Das Interesse von Prochasson richtet sich vielmehr auf den langen Niedergang der «sozialistischen Idee» im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. In diesem Kontext interpretiert er auch *Le passé d'une illusion*, ein Werk, in dem Furet den Gründen der Anziehungskraft und Wirkungsmacht der politischen Idee des Kommunismus (namentlich bei Intellektuellen) nachgeht. Dabei gibt Furet die Perspektive der Sozialgeschichte ganz auf, wie Prochasson hervorhebt (333), und macht in der «revolutionären Leidenschaft» die eigentliche Antriebskraft des kommunistischen Engagements aus. Es gehört zu den Verdiensten der Studie von Prochasson, dass er die Verwendung des Begriffs der Leidenschaft (*passion*) im Werk von Furet präzise analysiert (auch in seinem Verhältnis zu den Begriffen Gefühl, Ideologie, Glauben und der aus der Psychoanalyse Freuds übernommenen Illusion). Zudem wird ersichtlich, dass Furet die Leidenschaft für die Gleichheit gewissermaßen als Urgrund der Politik in der Moderne erachtet. Die aus der «egalitären» abgeleitete «revolutionäre» Leidenschaft verbindet im Werk von Furet die großen Revolutionen von 1789 und 1917, ohne dass sie in *Le passé d'une illusion* gleichgesetzt werden. In gewissem Sinne bildet dieses Werk die Krönung der intellektuellen Biographie Furets, denn sein Plädoyer für das «Ende» der Französischen Revolution, die bislang eine Öffnung der französischen politischen Kultur zum Liberalismus westlichen Zuschnitts verhindert habe, wird verknüpft mit der Darstellung der Geschichte des Scheiterns der kommunistischen und revolutionären Leidenschaft im 20. Jahrhundert. Doch obwohl Furet die Aufarbeitung der revolutionären Illusion für unverzichtbar hielt und in seinem Werk den Mythen der Linken ein Ende machte, warnte er in den postkommunistischen 1990er Jahren Mitterrands Sozialistische Partei Frankreichs dennoch vor «unterwürfigem Realismus» (351). Das Ende der kommunistischen Illusion habe das Streben nach einer gerechten Gesellschaft keineswegs beseitigt.

Vor dem Hintergrund dieses Befundes widmet Prochasson ein ganzes Kapitel der Beantwortung der auch für die Untermauerung seiner Leitidee zentralen Frage, ob Furet seit den 1970er Jahren «rechts» stand. Die als Taschenbuch veröffentlichte Korrespondenz mit Ernst Nolte oder politische Kontakte zu Edgar Faure lassen eine solche Annahme durchaus plausibel erscheinen (420–427). Doch habe Furet immer sichere Distanz zur Rechten gewahrt, erklärt Prochasson, mancher politische Tabubruch lasse sich auf sein streitsüchtiges Temperament zurückführen. Vor allem habe er den Begriff des Totalitarismus nuanciert verwendet und den Kommunismus nicht mit dem Faschismus gleichgesetzt (418). Allerdings kommt Prochasson nach einer Erörterung von Interviews mit Zeitzeu-

gen zu einem Urteil, das seinen Versuch, Furet in ein Rechts-Links-Schema einzuordnen, wenig überzeugend erscheinen lässt und den Leser eher ratlos macht: «Je nach Gelegenheit und Umstand war Furet zweifelsohne zugleich bezaubernd und abstoßend, offen und autoritär, rechts und links.» (431)

Auch wenn am Ende der Lektüre nicht alle Zweifel ausgeräumt sind, ob Furet tatsächlich als Vordenker einer entmystifizierten Linken zu interpretieren ist, stellt die von Prochasson vorgelegte Biographie einen wichtigen Beitrag dar. Das Buch erschließt neue Perspektiven auf das faszinierende Werk eines Historikers, der das zeitgenössische französische Geschichtsbild in hohem Maße mitgeprägt hat.

JENS HACKE

Max Weber im Lichte neuer Biographien

Dirk Kaesler: Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn. Eine Biographie. München: C.H. Beck 2014, 1007 S.

Jürgen Kaube: Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen. Berlin: Rowohlt Berlin 2014, 495 S.

Joachim Radkau. Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens. Überarbeitete, aktualisierte, leicht gekürzte Ausgabe. München: dtv 2013, 927 S.

«Die wissenschaftliche Arbeit ist eingespannt in den Ablauf des Fortschritts», wusste Max Weber, denn jede Forschung warte auf Revision, werde überholt und mache neuen Einsichten Platz. Diesen ungebrochenen Glauben an die Perfektibilität wissenschaftlicher Erkenntnis wird man im Hinblick auf die Geisteswissenschaften oder gar für das Genre der Biographik nur schwer aufrechterhalten wollen. Die Verbreiterung der Quellenlage und des Faktenwissens bietet noch keine Garantie dafür, dass eine neue Interpretation überzeugender gelingt. Ganz davon abgesehen, dass das Narrativ eines Lebens der Dramatisierung, Wendepunkte und Leitmotive bedarf, bleibt auch die werkbiographische Deutung von der Perspektive und den Fragen der eigenen Zeit geprägt. Maßstäbe verschieben sich. Klassiker absolvieren verschiedene Rezeptionswelten und Neuentdeckungen; für wenige moderne Autoren gilt dies so sehr wie für Max Weber. Als Theoretiker der Rationalisierung und Bürokratisierung, Schöpfer soziologischer Grundbegriffe, Herrschafts- und Religionssoziologe, Kündler des politischen Charismas, Erfinder des Idealtypus und Streiter für die Offenlegung der Werturteile in der

Wissenschaft lieferte er à la mode das jeweilige Methodenbesteck. Mit Weber als Giganten der Sozialwissenschaft ließ sich Wirklichkeit durchdringen, Objektivität und Rationalität sichern, das galt vom Proseminar bis zur Doktorarbeit. Der Rationalitätspionier moderner Wissenschaftlichkeit konnte säuberlich vom leidenschaftlich-nationalen Publizisten getrennt werden, für die Einsicht in den okzidentalen Rationalismus waren Kenntnisse der labilen psychischen Konstitution des Theoretikers nicht erforderlich, zumal dessen Lebensumstände in den Grundzügen aus dem von seiner Gattin Marianne verfassten heroisierenden «Lebensbild» (1926) bekannt waren. Weber war einerseits der unbestrittene Fixpunkt in einer postgeschichtsphilosophischen Epoche des Theorie- und Methodenglaubens, als die Historische Sozialwissenschaft Bielefelder Prägung reüssierte. Andererseits eignete sich sein politisches Denken, wie spätestens Wolfgang J. Mommsens großartige Studie zu *Max Weber und die deutsche Politik* (1959) zeigte, zur umfassenden Auseinandersetzung mit dem Sonderweg des deutschen Liberalismus. War Weber doch ein militanter Spätliberaler, der die Bahn für den plebiszitären Führerstaat ebnete? Oder hätte – wie nicht wenige meinten – seine intellektuelle Autorität den Vernunftrepublikanismus der Weimarer Republik entscheidend gestärkt?

Kurz: Die Kampfplätze, auf denen Webers Werk zum Einsatz kam, waren so divers, das Material so überwältigend, dass das Vorhaben einer Biographie des Meisterdenkers mit Fortgang der alles in den Schatten stellenden kritischen Gesamtausgabe immer weniger realisierbar erschien. Es waren zwei kritische Bewunderer Webers, Wilhelm Hennis und Ralf Dahrendorf, die sich in den 1980er Jahren gegen den Trend der Spezialisierung wandten: Hennis' Beschäftigung mit Weber bedeutete eine Revision der eigenen Haltung, denn noch zwanzig Jahre zuvor hatte er den durch Parsons reimportierten Rationalisierungs-Weber vehement vom Standpunkt einer praktischen Politikwissenschaft aus

bekämpft, die sich gegen dessen vermeintlichen Positivismus respektive dessen Verzicht auf Normen und Zwecksetzungen richtete. In seinen späten Studien identifizierte Hennis indes Max Webers Fragestellung nach der *conditio humana* in der Moderne, nach der Lebensführung und nach politischer Verantwortung als Zentrum des Werkes. Webers Antworten mussten dazu aus den Debatten seiner Zeit decodiert und historisch vergegenwärtigt werden. Auch Dahrendorf plädierte – mit deutlicher Stoßrichtung gegen die geschichtsvergessene Zeitdiagnostik der Soziologie – für den Versuch, «Webers Leben, sein Werk und seine Zeit zu einem Gesamtbild» zusammenzufügen, um «damit auch der sterilen Landschaft der modernen Sozialwissenschaft etwas von ihrem einstigen Zauber» zurückzugeben.

Diese Wiederverzauberung gelang im Jahr 2005 einem Seiteneinsteiger. Der Kultur- und Umwelthistoriker Joachim Radkau verblüffte die Fachwelt und faszinierte eine breite Leserschaft mit einer fulminanten Biographie, die jeden postmodernen Zweifel am Genre souverän ignorierte: Familie, Epochenprägung, Sexualität, Krankheitsgeschichte, Sucht und Leidenschaft verwob Radkau zu einer Lebenserzählung, die Webers intellektuellen Denkweg umso faszinierender machten, je klarer die Abgründe erkennbar wurden, die Webers Psyche offenbarte. Dass der von der Natur «vergewaltigte» und später von Depressionen heimgesuchte Weber schließlich im Tunnel von Bruchsal mit Else Jaffé-Richthofen die erotische Erlösung fand, ist nur eine Pointe, auf welche die Weber-Orthodoxie Radkaus Enthüllungsbuch zu reduzieren suchte. Zu Unrecht, denn Radkaus charakterologische Studie bietet weit mehr als Freudianismus und Psychohistorie. Man mag darüber streiten, ob das Ausleben masochistischer Phantasien zur finalen sexuellen Befreiung Webers geführt hat, ob die Diagnose einer Schizophrenie wirklich stichhaltig oder ob der versteckte Naturalismus die geheime Triebfeder Weberschen Denkens war. Die nur leicht überarbeitete Neuauflage von Radkaus Werk präsentiert sich aber nicht

zuletzt deshalb so frisch, weil der Bielefelder Historiker Webers Leben originell beleuchtet und ihn gerade nicht als einsamen Solitär, sondern als kommunizierenden, streitenden und in Debatten eingebundenen Gelehrten präsentiert. Wenn Radkau die spannungsreichen intellektuellen Freundschaften zu Friedrich Naumann, Werner Sombart, Ernst Troeltsch oder Robert Michels schildert, läuft er zu Höchstform auf.

Webers Vielseitigkeit, sein fast maßloser Erkenntnis Hunger und sein Ringen um Erklärungen, um das So-Geworden-Sein der modernen Welt zu dechiffrieren, zeigen uns einen Komplexitätsdenker, der keine vereinseitigenden Thesen zuließ. Radkaus Biographie offenbart, dass Webers häufig gepriesener Realismus am ehesten in seinem vieldimensionalen Problembewusstsein, in der dauernden Anstrengung um Selbstkontrolle und im Aushaltenmüssen von Widersprüchen zu orten ist. Radkau wählt mit Bedacht den Leitbegriff der «Leidenschaft», um Webers Motivationsgründe zu beschreiben: «Die Leidenschaft zur modernen Wissenschaft läßt sich aus keinem großen Ziel, keinem höheren Sinn herleiten. Weber schwieg, wenn man ihn nach einem Lebenssinn der Wissenschaft fragte», man könne sich seinen Drang zur Wissenschaft eben nur «als einen naturhaften Trieb» vorstellen. Das mag aus philologisch-hermeneutischer Sicht unbefriedigend bleiben, macht aber deutlich, dass sich besondere Begabung und wissenschaftliche Leistungen – Verirrungen inklusive – eben nicht auf rationale Gründe oder gute Absichten zurückführen lassen. Erst recht nicht bei jemandem, dessen «heroischer Skeptizismus» (so Ernst Troeltsch in seinem Nachruf) ihn dazu brachte, der «Forderung des Tages» gerecht zu werden, die für Weber bekanntlich lautete, dass «jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält».

Weil es Radkau gelang, Weber zu historisieren, sein psychisches Martyrium zu schildern, seine politischen Irrungen und Lernprozesse offenzulegen,

ohne dass dieser Ausnahmegelehrte an Faszination einbüßte, durfte man gespannt sein, welche neuen Akzente die Biographien des Jubiläumsjahres von Dirk Kaesler und Jürgen Kaube setzen würden. Kaesler weckte besondere Erwartungen: Zum einen hatte er sich seit Jahrzehnten mit Weber beschäftigt, zum anderen widmete er dem Konkurrenten Radkau seinerzeit einen harschen doppelseitigen Verriss im *Spiegel*. Kein kluger Schachzug. Dadurch senkt sich für jeden Rezensenten nun die Hemmschwelle, das Urteil über Kaeslers desaströs missratene Darstellung mit höflichen Floskeln zu kaschieren. Geschrieben sei das Buch, so Friedrich Wilhelm Graf völlig zutreffend in der *Süddeutschen Zeitung*, «in einem teils grausam unbeholfenen, teils peinlich pathetischen Deutsch, das die Lektüre zu einer Qual macht». Was Graf damit meint, wird schnell klar, wenn man das Buch an einer beliebigen Stelle aufschlägt. Gravitätisch und verschmückt ist stets vom «Herrn Studiosus», «Herrn Doktor» oder «Herrn Professor» und fast durchgängig von «Max Weber jun.» die Rede; dauernd wird eine «Bühne bereitet», auf der vermeintlich bürgerliche Formen nachgespielt werden. Die Hälfte des Textes besteht aus seitenlangen Zitaten, die zumeist Mariannes «Lebensbild» entnommen sind. All dies geschieht, weil der Autor keinen eigenen Erzählfaden außerhalb der Chronologie, keine Leitmotive und keine eigene Sprache findet, auf über 930 Textseiten aber auf jeden Quellenbeleg verzichtet. Es ist in der Tat kaum ein Leser vorstellbar, der sich durch diese Anhäufung von Fakten wühlt, ohne an der Unfähigkeit des Autors zu verzweifeln, Wichtiges vom Irrelevanten zu trennen. «Max Weber ist nicht unser Zeitgenosse», für sein Leben gibt es «keinen Regisseur, aber viele Mitwirkende» – diese pompös servierten Banalitäten sind energieverzehrend. Zudem ist es ein Ärgernis, dass Kaesler sich allzu häufig hinter dem Urteil anderer Weber-Interpreten verschanzt, anstatt zu eigenen Schlüssen zu kommen.

Der gegen Radkau geäußerte Vorwurf, ein indisziplinärer Schlüssellochhistoriker zu sein, trifft für

Kaesler selbst mit weit größerer Berechtigung zu. Extensiv wird über alles Mögliche spekuliert. Sogar Webers Ableben wird mythisch gedeutet: «Es dürfte kein Zufall sein, dass Max Weber gerade mal fünf Monate nach dem Tod seiner Mutter stirbt.» Beckmesserisch könnte man Kaesler vorhalten, dass es acht Monate waren, aber das ist dann auch egal, denn insgesamt «gewinnt man den Eindruck, dass er innerlich an sein Ende gekommen war». Zugleich realisierte Weber, «dass Else Jaffé die Liebe seines Lebens war». Der «Muttersohn» folgte trotzdem lebenssatt der Mama in den Tod? Solche auf vielen Seiten ausgebreiteten Trivialitäten sind deswegen erwähnenswert, weil Kaeslers Buch den Leser zwar mit Fakten erschlägt, aber vor allem in den Werkdeutungen langatmig und oberflächlich bleibt. Die Identifikation mit dem Gegenstand führt bei Kaesler zur hagiographischen Umkreisung seines Helden.

Distanzlosigkeit ist Jürgen Kaubes abgeklärter, souverän komponierter Weber-Biographie gewiss nicht vorzuhalten. Mit der Könnerschaft eines profunden Wissenschaftsjournalisten arrangiert der FAZ-Redakteur Kaube Werk und Werdegang in fein gearbeiteten, pointensicheren Kurzkapiteln. Als «Leben zwischen den Epochen» macht Kaube Webers Erfahrungen von Ungleichzeitigkeiten und Bruchlinien plausibel. Privat ging für Weber «alles zu langsam, gesellschaftlich alles zu schnell». Kaube arbeitet Webers epigonales Selbstverständnis heraus: Obwohl er sich emphatisch als Mitglied der «bürgerlichen Klassen» bekannte, kam er nicht umhin, «den Geist liberalen Bürgertums fast nur noch in Erinnerungen an seine vergangene Größe repräsentiert» zu sehen. Eine vergangene Größe, von der Weber materiell profitierte, aber an deren Maßstab seine eigene bürgerliche Existenz zu Lebzeiten unheroisch wirkte: «kein Buch, keine Kinder, kein Krieg, kein Vermögen, kein Einfluss».

In Webers Art, historisch zu denken, werden soziale, wirtschaftliche und religiöse Ursprünge umso fremder, je besser man sie versteht. Das bedeutet

für ihn, dass sich Gewissheit und «der unmittelbare Glaube mittels Wissenschaft nicht zurückgewinnen» lassen. Weltanschauung kann weder letzte Gründe noch normative Orientierung liefern, das politische Urteil bleibt zweckgebunden, Interessen und Machtverhältnisse kalkulierend. Max Weber, das zeigt Kaube anschaulich, war ein okkasioneller und reaktiver Denker, der anlassbezogen zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten kam: die Struktur der ostelbischen Landwirtschaft, das Börsenwesen, die Lage der bürgerlichen Demokratie in Russland – kein Thema war vor ihm sicher. Die Dynamik der Moderne schlug sich in Ambivalenzerfahrungen nieder – «im Wachstum von Organisationen lauert seiner Meinung nach die Gefahr, dass die befreiende Rationalität in ›Versteinerung‹ umschlägt. Wie immer bei Weber: Das Gute ist zugleich das Schlechte.»

Dass ausgerechnet der systemtheoretisch geschulte Soziologe Kaube zum Biographen wird, setzt produktive Energien frei. Sein skeptischer Blick auf Weber, der erst einmal respektlose Zugriff, mit dem Kaube die Eigentümlichkeiten des Weberschen Denkens auseinanderfaltet, scheinen dem Autor seinen Protagonisten am Ende überraschend nahe zu bringen. Im Verzicht auf Geniekult und Pathos gerät auch Kaube in den Sog eines Denkstils, der als Reflexion in Permanenz das Wesen der modernen Welt zu entschlüsseln sucht – nicht mit einer Großtheorie, sondern mit unermüdlichem Erkenntniseifer, historisch und kulturell vergleichendem Blick, Entwicklung von Begriffen und Kategorien, mit der Bereitschaft zur Modifikation früherer Positionen. Womöglich ist Webers heroisches Scheitern bei dem Versuch, die moderne Gesellschaft als Ganzes zu verstehen, intellektuell doch faszinierender als ein ausgekühlter Luhmann-

ianismus, der alles in seine Systembeschreibungen einbaut, ohne den Einfluss von Ideen und Handlungsoptionen noch berücksichtigen zu müssen.

Webers eher ereignisarmes Leben scheint – übrigens ohne tiefergehende Interpretationsdifferenzen – nach diesen drei umfassenden biographischen Arbeiten erschöpfend ausgeleuchtet. Alle Details zum Stammbaum und zur Inneneinrichtung findet man bei Kaesler ohnehin. Radkau und Kaube blicken darüber hinaus zumindest kursorisch auf die Wirkungsgeschichte – und es gibt wenig Anzeichen dafür, dass mit der Historisierung von Leben und Werk das Eigen- und Fortleben von Webers Ideen erledigt wäre. Ein besonderer Reiz läge darin, beispielsweise entlang der Linien einer politiktheoretischen Rezeption Webers eine bundesrepublikanische Ideengeschichte zu entwerfen, zwischen Entscheidungstheorien und Sachzwanglogiken, Konsens- und Konflikttheorien. Ähnliches gilt für die Anverwandlung einer Weberschen Diagnose der Moderne innerhalb der posthistorisch orientierten und wirklichkeitsversessenen Soziologie, wie sie vor allem in den Reihen der Leipziger Schule (Freyer, Gehlen, Schelsky) vertreten wurde. Auch die Debatte um Industriegesellschaft oder Spätkapitalismus stand noch im Schatten Webers. Viele andere religionssoziologische oder wirtschaftsgeschichtliche Nachgeschichten um Weber böten sich an. Während für den privaten Weber im Geflecht seiner Frauen, Krankheiten und Neurosen kaum noch sensationelle Neuigkeiten zu erwarten sind, lehren uns die Auseinandersetzungen mit und über Weber bis heute, ob und wie weit wir uns von ihm entfernt haben. Das muss nicht immer Fortschritt sein, schult aber nach wie vor die Bereitschaft, nach Weberschem Vorbild wissenschaftlich Rechenschaft abzulegen.

Die Autorinnen und Autoren

HOLGER AFFLERBACH

geb. 1960, ist Professor für Central European History an der University of Leeds.

WALTER BURKERT

geb. 1931, ist emeritierter Professor für Klassische Philologie an der Universität Zürich.

WERNER BUSCH

geb. 1944, ist emeritierter Professor für Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin.

CAROLINE WALKER BYNUM

geb. 1941, ist emeritierte Professorin für Western Medieval History am Institute for Advanced Study in Princeton.

STANLEY CORNGOLD

geb. 1934, ist emeritierter Professor für German and Comparative Literature an der Princeton University.

ROBERT DARNTON

geb. 1939, ist Carl H. Pforzheimer University Professor und University Librarian an der Harvard University.

HANS MAGNUS ENZENSBERGER

geb. 1929, lebt und arbeitet als Schriftsteller, Dichter und Herausgeber in München.

KURT FLASCH

geb. 1939, ist emeritierter Professor für Philosophie an der Ruhr-Universität Bochum.

KURT W. FORSTER

geb. 1935, ist emeritierter Professor für Kunst- und Architekturgeschichte an der Yale School of Architecture.

DAVID FREEDBERG

geb. 1948, ist Pierre Matisse Professor of the History of Art an der Columbia University, New York, und Direktor der Italian Academy for Advanced Studies in America.

GOTTFRIED GABRIEL

geb. 1943, ist emeritierter Professor für Philosophie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

JENS HACKE

geb. 1973, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung.

ECKHARD HENSCHIED

geb. 1941, lebt und arbeitet als Schriftsteller und Satiriker in Amberg.

IAN JACKSON

ist Buchhändler und Antiquar in Berkeley, California.

WOLFGANG KEMP

geb. 1946, ist emeritierter Professor für Kunstgeschichte an der Universität Hamburg und Gastprofessor für Kunstgeschichte an der Leuphana Universität Lüneburg.

JOST PHILIPP KLENNER

geb. 1979, ist Mitarbeiter im Editionsprojekt «Ernst H. Kantorowicz» am Deutschen Literaturarchiv Marbach.

THOMAS KROLL

geb. 1965, ist Professor für Westeuropäische Geschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

THOMAS WALTER LAQUEUR

geb. 1945, ist Helen Fawcett Professor an der University of California in Berkeley, USA.

CLAUDIO MAGRIS

geb. 1939, ist Schriftsteller, Übersetzer und emeritierter Professor für Studi Umanistici an der Università degli Studi di Trieste.

SUZANNE L. MARCHAND

geb. 1961, ist Professorin für Geschichtswissenschaften an der Louisiana State University, Baton Rouge.

PETER VON MATT

geb. 1937, ist emeritierter Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Zürich.

CHRISTIAN MEIER

geb. 1929, ist emeritierter Professor für Alte Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

RUTH-E. MOHRMANN

geb. 1945, ist emeritierte Professorin am Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

GABRIEL MOTZKIN

geb. 1945, war Direktor des Franz-Rosenzweig-Zentrums, Jerusalem, und ist emeritierter Ahad Ha'am Professor für Philosophie an der Hebräischen Universität Jerusalem.

MORITZ NEUFFER

geb. 1985, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin.

FRITZ J. RADDATZ

geb. 1931, ist freier Schriftsteller und Publizist und lebt in Hamburg.

JOACHIM RADKAU

geb. 1943, ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Bielefeld.

ULRICH RAULFF

geb. 1950, ist Direktor des Deutschen Literaturarchivs Marbach.

STEFAN REBENICH

geb. 1961, ist Professor für Alte Geschichte und Rezeptionsgeschichte an der Universität Bern.

JAN PHILIPP REEMTSMA

geb. 1952, ist Professor für Literaturwissenschaft in Hamburg und Stifter und Leiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Vorstand der Arno-Schmid-Stiftung.

HENNING RITTER

geb. 1943, gest. 2013, Autor, Journalist und Übersetzer, bis 2008 verantwortlicher Redakteur für die «Geisteswissenschaften» in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung».

HANNELORE SCHLAFFER

geb. 1939, lebt und arbeitet als Schriftstellerin und Publizistin in Stuttgart.

ARNOLD STADLER

geb. 1954, lebt und arbeitet als Schriftsteller und Übersetzer in der Gemeinde Küsten im Wendland.

BARBARA MARIA STAFFORD

geb. 1941, ist emeritierte Professorin für Kunstgeschichte an der University of Chicago und Distinguished University Visiting Professor am Georgia Institute of Technology.

MARTIN WALSER

geb. 1927, lebt und arbeitet als Schriftsteller am Bodensee.

MARTIN WARNKE

geb. 1937, ist emeritierter Professor für Kunstgeschichte an der Universität Hamburg.

LILIANE WEISSBERG

geb. 1953, ist Christopher H. Browne Distinguished Professor in Arts and Sciences und Professorin für deutsche und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der University of Pennsylvania.

RÜDIGER ZILL

geb. 1958, ist wissenschaftlicher Referent am Einstein Forum, Potsdam.